Neueste Schriften

von

M. G. Saphir.

Nesselblätter

der Zeit und des Lebens.

Satyrisches.

Dritter Band.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Nesselblätter

der Zeit und des Lebens.

Satyrisches.

Von

M. G. Saphir.

München 1832.
Michael Lindauer'sche Verlagsbuchhandlung.

Memoiren einer Zeitgenossin.

(Aus den hinterlassenen Papieren einer Fliege.)

Ich bin von Geburt eine Deutsche und meine Vaterstadt ist eine große Residenz. Diese liegt an einem Fluße, dem es eben so an Wasser fehlt, wie meiner Vaterstadt an Wein. Mein Vater ist unter ähnlichen Fliegen in dem Antichambre der Großen aufgezogen worden, hat aber wie andere zweibeinige Fliegen schmarozt und gesummt, gesummt und schmarozt. Meine Mutter, von dem alten Geschlechte der Stechfliegen, war bei dem Zollwesen angestellt und saugte sich am Blute der Menschen voll. Plötzlich fiel mein Vater, nicht in Ungnade, das wäre noch zu verschmerzen gewesen, aber in den Wein von Serenissime und endete ruhmlos; meine Mutter zog sich über den Zollverband eine Gemüthskrankheit zu und starb. Ich blieb als eine arme Waise zurück. Dem Pupillen-Collegium schien ich keine vortheilhafte Parthie, ich war also genöthigt, mein eigenes Amt zu suchen. Ich zog gerade zu in

eine entlegene Straße, wo ich auf Gastfreundschaft eher als in den ersten Straßen rechnen konnte. Ein halb offenes Fenster zog mich an, ich flog in ein kleines Gemach, und nahm auf einer Toilette, auf einem Zahn eines ausgebrochenen Kamm's, welcher zwischen einem Riechfläschchen und einem Bündel feiner Locken lag, meinen Platz ein. Auf dem Tische darneben lag Ekartshausen Gebetbuch und ein Theaterbillet. Auf einem niedlichen vis-à-vis saß ein junges Mädchen und neben ihr ein junger Mann, der ihre Hand festhielt. Die Augen des Mädchens waren niedergeschlagen, lange, schwarze Wimpern bedeckten sie. Auf den Wangen lag die Morgengluth des Tages, die Lippen, halbgeöffnete Rosenknospen, waren von dem Reiz der erwachten Natur angeglommen, dunkle Locken wühlten wollüstig auf dem Flaum des schneeigen Nackens und der wallende Busen stieß unwillig an die leichte Hülle. Der junge Mann sprach dringend und feurig, bittend und girrend. Ich konnte nicht alles verstehen, ich flog daher auf ein Heiligenbild hin, welches über dem vis-à-vis hieng. „Süße! Einzige!" flehete der Jüngling, „nur ein Lächeln, sage mir, daß du mich erhörst, nur ein einziges himmlisches Lächeln dieses göttlichen Mundes, und ich bin der Glücklichste!" Sie schlug langsam die Augen auf, eine feuchte Gluth schwamm in denselben, der üppige Himmel der Erhörung hieng niedersinkend an den Augenliedern und auf ihren Wangen beleuchtete ein tiefes Roth den letzten Kampf der Liebe und Schaam. „Nur ein einziges Lächeln!" bat er nun noch inniger, ich

hatte Mitleid mit ihm, flog auf den weichen, niedlichgespitzten Mundwinkel des reizenden Mädchens hin, scharrte mit meinen Füßen, — — sie lächelte, — er sprang beglückt auf, und ich gewann kaum Zeit, noch durch das Fenster, welches er eben zumachte, hinaus zu kommen und das Freie zu gewinnen. —

Ich flog irrend herum, meine Seele war von der eben erlebten Scene noch ganz voll. Hier werden sich die Philosophen etwas streiten, ob die Fliegen auch eine Seele haben. Da man in eigener Sache kein Richter seyn kann, wenn man nicht zufällig dreimalhunderttausend bewaffnete Mann als juridische Beweisgründe mitbringen kann, so kann ich nichts darüber sagen, aber ich glaube, ich muß doch eine Seele haben, denn „ich bin ich" und ich „setze mich selbst" zuweilen sogar dem Sultan auf die Nase. Ich mochte ungefähr ein paar Minuten planlos herumgeflogen seyn, als ein zierlicher, bejahrter Herr vor mir hergieng, welcher eine Düte Bonbons in der Hand trug. Ich setzte mich in eine der vielen Falten, welche oben am Schluß der Düte sich befanden, und ließ mich von meinem alten Manne forttragen. Er gieng in ein Gartenhaus, durch einen langen Corridor, über ein weitläufiges Vorzimmer in ein dunkles Gemach. Hier verblieben wir im Dunkeln einige Zeit, endlich raschelten ein paar Pantöffelchen „Sind Sie da, Ehrwürden?" fragte ein Stimmchen, dem ich das Stubenmädchen sogleich anhörte. „Ja, mein Döckchen!"

ſummte ein gedämpfter Prieſterbaß. Die Kleine führte uns noch in ein anderes, warmes, wohlbeleuchtetes Zimmerchen. „So, mein Mäuschen!“ ſagte der ehrwürdige Herr, indem er mit der heiligen Hand um das blühende Kinn des allerliebſten Kammerkätzchens fuhr, — „ſo, hier hab' ich dir auch gebrannte Mandeln mitgebracht und das Kleid bring' ich dir morgen.“ — Er zog ſie auf eine Ottomane nieder. „Haſt du,“ — fuhr er fort — „die Miniſterin bearbeitet? Es liegt mir alles daran, daß der junge Z. aufs Bureau Seiner Exzellenz kommt, ſie macht alles, ſie muß ihn anempfehlen“ — Euer Ehrwürden, ich habe ihr geſagt, daß der junge Z. alle Abende im Theater aus einem Winkel nur nach ihr ſehe, und daß er gerne ein Unterkommen auf irgend einem Bureau haben möchte; Sie will ihn Seiner Exzellenz vorſchlagen, allein der vertrakte X. aſpirirt auf dieſen Platz. — „Der iſt es eben, Mäuschen, der darf nicht hin; du kannſt ihr ſagen, der X. habe geſagt, ſie hätte falſche Zähne, he Mäuschen?“ Se. Ehrwürden begannen nach und nach mit den Händen zu ſprechen; da bewegte ſich etwas im Nebenzimmer. Sachte! ſtille! ſagte das Mädchen. Da flog ich gerade Sr. Ehrwürden an den Naſenflügel hin, er mußte laut nießen. „Verdammt!“ rief er, ich aber flog immer von neuem heran und Sr. Ehrwürden nießten wie ein Ungewitter. Ach, lamentirte das Stubenkätzchen, Euer Ehrwürden nießen mich ums Brod und um den Dienſt! Sie löſchte das Licht aus, ein Nebenzimmer öffnete ſich, und ich gewann Zeit, mich auf eine hübſch gekräu-

selte Perücke, die auf einem Napoleonskopf aufgestülpt war, niederzulassen. Ich saß ganz bequem in einem kleinen Löckchen einer Ministerperücke und that mir nicht wenig darauf zu gut, mit einem solchen Kopfe in naher Berührung zu stehen. Se. Exzellenz, die sich die Perücke auffetzten, arbeiteten eben an einem Entwurfe, die Leibeigenschaft in constitutionellen Staaten herzustellen. Se. Exzellenz lächelten wohlgefällig, sahen in den Spiegel, lächelten noch einmal und arbeiteten weiter.

Die Leibeigenschaft wurde mit den poetischen Farben gepriesen; der Aufsatz war fertig. Se. Exzellenz wollten eben schließen, als ich an seinen Finger herankroch. Dieser Kitzel machte, daß Se. Exzellenz einen großen Klecks statt Dero hohen Namen hinzeichneten! Welch' ein Unglück! Ach, wie vielen Ländern ist nicht schon oft ein ministerieller Klecks angehängt worden, daß sie ein halbes Jahrhundert daran zu radiren hatten! Se. Exzellenz wollten mich mit einem ministeriellen Schlag auf einmal tödten, allein ich saß schon wieder in seinem zierlichen Lockenbau und da war ich sicher. Se. Exzellenz radirte den Klecks aus und trugen ihn, nicht den Klecks, sondern den Entwurf zu Seiner Durchlaucht, den regierten Regierenden!

Sereniſſime waren n übler Laune, Allerhöchſtdero Kopf lag auf Allerhöchſtdero Hand und Allerhöchſtdero Augen sahen

auf Allerhöchſtdero Fußſpitze. Es mußte etwas Betrübendes vorgegangen ſeyn. Allerhöchſtdero Jagdhund ſind vielleicht unwohl, oder Allerhöchſtdero Maitreſſe ſchmollen. Kurz Sereniſſime waren unmuthig. Seine Exzellenz nahten ſich und machten einen Knicks bis zu Allerhöchſtdero Nabelgegend und ſtellten Allerhöchſtdero väterlichen Regentengüte vor, daß das Wohl Allerhöchſtdero Unterthanen es nöthig machte, daß die Leibeigenſchaft im Lande eingeführt werde. Sereniſſime dachte eben vielleicht an die Eigenſchaft eines Leibes, verwechſelte dieſes mit Leibeigenſchaft, und wollte nicht recht daran gehen, den Vorſchlag zu unterſchreiben. Se. Exzellenz ſtanden da wie in Todesangſt, ich hatte Mitleid mit ihm, flog auf Sereniſſimus Dintenfaß, tauchte meinen Fuß in die Dinte und zog mit demſelben unter den Vorſchlag einen Halbzirkel (C); Sereniſſimus ſahen, es war ſein Anfangsbuchſtabe. Die Götter hatten geſprochen, er unterſchrieb. Mit Gewiſſensbiſſen belaſtet flog ich in Sereniſſimus Halskrauſe zurück und hielt mich da verborgen. Am andern Morgen flog ich mit Sereniſſimus zu Allerhöchſtdero Lieblingsſchauſpielerin. Hier fand ich Süßigkeit in Hülle und Fülle und ſetzte mich auf ein Glas Cyperwein, welcher für ſie eingegoſſen war. Sereniſſimus hatten eben geruht, die niedliche Prieſterin verſchiedener Göttinnen in Unruhſtand zu verſetzen, als mehrere Steine durch das Fenſter in das Zimmer flogen. Es waren die erſten zarten Vorwürfe der Leibeigenſchaft an Sereniſſime. Das Volk des kleinen Ländchens fieng an die Aeuglein aufzuſchlagen,

und sie begleiteten ihre Vorstellungen an Serenissime mit einem beredsamen Steinregen. Solche Petitionen pflegen guten Eindruck zu machen. Serenissime geruhten sich auf Allerhöchstdero Füsse zu machen, und durch Allerhöchstdero eigenen Gassenkoth aus der Stadt zu entfliehen. Se. Exzellenz wurden von der Liebe des Publikums um einige Ellen höher befördert, und sein luftiges Palais erhielt die Ueberschrift:

„Die Weltgeschichte ist das Weltgericht!"

Allerhöchstdero Maitresse aber lag in Allertiefstdero Ohnmacht. Krämpfe schnürten ihr den Hals zusammen, das Stubenmädchen goß ihr in der Eile den Cyperwein ein, ich hatte nicht Zeit, mich zu retten, ich kam ihr in die Gurgel, dieß verursachte ihr einen Reiz, sie erstickte, indem sie mich auch vollends erwürgte!

So war ich kleine Fliege erst Ursache an dem Fall eines Mädchens, dann an dem Fall eines Despoten und endlich fand ich den Tod, indem ich einer andern Fliege den Tod gab.

Hier endete das Manuscript, hier ende auch ich.

Là bas und Amor's Oberlippe.

Der Franzoſe kennt nur ſein Frankreich, ſonſt iſt ihm alles fremd. Frankreich iſt ſein Höchſtes, alles andere iſt bei ihm „là bas.“ Fragt man einen Franzoſen, „wo iſt ihr Bruder?“ ſo ſagt er: mon frère? „là bas à Mexique“ oder „là bas à Petersbourg“ oder „là bas à Constantinople“ oder „là bas à Berlin.“ Was nicht Frankreich iſt, liegt „là bas.“

Es giebt eine Menge Damen hier, die man in den honnetteſten Zirkeln findet, die ſehr liebenswürdig ſind, und die auch eine große Eigenſchaft beſitzen, nämlich die, daß ihre Männer ewig „là bas“ ſind. Fragt man eine ſolche Frau: wo iſt ihr Herr Gemahl? ſo erwiedert ſie: „Ah! monsieur, il est là bas aux Indes:“ oder „il est parti pour là bas, pour le Brasil.“ Ein ſolcher „là bas-Mann“ iſt ein wahrer Ulyſſes, er durchkreuzt alle Sterne, allein ſeine Penelope

geht etwas humaner mit ihren Freiern um, als die wirkliche Homeriſche. Auf dem Bal-masqué de l'odéon, reichte ich einer ſchönen Frau, die mit einem der liebenswürdigſten Mädchen etwas entfernt vom Büffet ſtand, zwei Becher Eis hinüber. Ein „ah! vous êtes fort obligeant“ war mein Dank; das wäre aber für einige derbe Rippenſtöſſe, die zwar immer mit einem „pardon, monsieur“ gegeben wurden, wenig Entſchädigung geweſen, wenn es nicht von einem Blick begleitet geweſen wäre, von einem Blick, den ich lieber zehnmal ſehen, als einmal beſchreiben möchte. Das Herz im Leibe und das Eis auf der Zunge ſchien an dieſen Blick hinzuſchmelzen. Ich erinnerte mich an Göthe's:

„Geht den Frauen zart entgegen,
Ihr gewinnt ſie, auf mein Wort;
Doch wer keck iſt und verwegen,
Kommt vielleicht noch beſſer fort.“

Ich verſah mich ſchnell mit einem „Corne d'abondance“ voll Erfriſchungen, gieng den Damen nach, und begann die Converſation mit einem „beaucoup de monde“ welches für eine Pariſer-Seele ſo viel als „beaucoup de plaisir“ heißt. Um im Gedränge den Faden des Geſprächs nicht zu verlieren, machte ich eine Bewegung mit dem Arm, die, wenn man ſie verſtehen wollte, verſtändlich genug war, und im Gegenfalle auch zufällig geweſen ſeyn konnte. Zum Glück hatte die ſchöne

Frau, die noch mit aller Lebensfrische auf der Mittagslinie des Lebens stand, einen scharfen Blick und hieng sich an und ein. Ein junger Herr hatte das reizende Mädchen am Arme, und so zogen wir einer Loge des zweiten Ranges zu, in welcher wir uns niedersetzten. Ich erfuhr sogleich, daß das reizende Mädchen ihre Tochter Juliette, und so halb und halb an den jungen Mann versagt sey. Auf meine Frage, wo denn ihr Herr Gemahl sey, sagte sie mit einem Tone, dem an Schalkhaftigkeit nichts gleich kömmt: „il-y-a deux ans qu'il est là bas à Rio.“ Auf diese Antwort betrachtete ich mir meine là-bas-Wittwe etwas genauer. Es war eine wohlgebaute Frau, zwischen 30 und 40, mit aller Lebhaftigkeit einer Frau von 20 Jahren. Ein feines, allerliebstes Gesicht, in welchem sich die Jahre fast noch gar nicht markirt hatten, ein paar Augen wie die Spitzbuben und ein Lächeln wie die geheime Polizei, in's Innerste dringend. Uebrigens war ihr Humor so angenehm, wie er nur von einer Frau zu fordern ist, deren Mann schon seit zwei Jahren „là bas à Rio“ sich befindet. Sie errieth sogleich, ich müßte ein Fremder seyn, und da ich mich für keinen Deutschen ausgeben wollte, so sagte ich, ich wäre ein Preuße. Noch an demselben Abend wurde eine Spazierparthie beschlossen und zwar nach Versailles.

Ich segnete im stillen Herzen den guten Mann, daß er die Güte hat, zwei Jahre „là bas à Rio“ zu bleiben, und

hätte nichts Sehnlicheres gewünscht, als daß auch der junge Herr, der Juliette in Beschlag nahm, auch irgendwo „là bas“ wegen meiner là bas in der Hölle gesteckt hätte.

Ich habe mir erzählen lassen, das erste Abenteuer edlerer Natur, daß ein Deutscher in Paris mit einer Pariserin bestehe, mache ihn ganz schwindlich; mir war es nicht so zu Muthe, ich blieb ganz ruhig, betrachtete diese Stunden als Sprachstunden, um mich in der französischen Sprache zu üben. Ein heiterer, warmer Tag, es war in diesem Jahre gar kein Winter in Paris, zog mich früh, d. h. gegen eilf Uhr aus den Federn, und nachdem ich meinen Anzug mit aller jener Sorgfalt geordnet hatte, die eine Frau erheischt, deren Mann in Rio Janeiro ist, begab ich mich zu meiner neuen Bekanntschaft. Juliette stand schon angezogen da, ein Hut aus der Rue Vivienne, eine ceinture de la patrie und ein Schawl à la reine umgaben die Reizende, aber unter dem Hut hervor blitzten ein paar schwarze Schelmenaugen, und ein Mund, der in seiner Liebenswürdigkeit sich selbst zu küssen schien, rief mir zu „maman est encore à la Toilette!“ Daß ich diese Nachricht mit aller Fassung eines Philosophen, d. h. eines deutschen Philosophen aufnahm, wird mir der Leser gerne glauben; auch das, daß ich Julietten einige Worte sagte, die eines Pariserś nicht unwürdig gewesen wären.

Wir setzten uns am Kamine nieder, und ich, wohlwissend,

daß man einem Fremden, von dem man voraussetzt, daß er die Sprache nicht ganz in seiner Gewalt hat, manchen kühnen Ausdruck verzeiht, ja ohne Zeugen sogar gerne hört, ich machte den amoroso-buffo, mischte so viel närrisches Zeug ins Gespräch, daß ich lachend und ausgelacht schon im Besitz ihrer zart geformten Hand war, als Mr. C. der sogenannte Bräutigam herein kam, und zum Glück auch maman aus dem Seitenzimmer. Wir waren aufgestanden, aber ich hielt in meiner Verlegenheit noch immer die warme, weiche, elastische Hand in der meinigen. Ah! sagte die Mutter, „vous dites la bonne aventure à Juliette?“ Mr. C. machte ein Gesicht wie eine halbabgelegene Olive, und erinnerte, daß der Wagen unten warte. Juliette hüpft die breiten Treppen hinab, daß der Marmor aufzuleuchten scheint, von diesen Füßchen geküßt zu werden. Endlich sitzen wir, der Wagen rollt über den Vendome-Platz und den champs élysées entlang nach Versailles. Endlich halten wir an dem großen übergoldeten Gitter, und Mr. C. hilft uns allein aus dem Wagen. Im Garten war nicht viel zu genießen, und Mr. schlug vor, das Schloß zu besehen.

Mit wehmüthigem Gefühl betrat ich den Ort ehemaliger Größe. Meine Begleiterinnen aber sagten nichts als die Vergleichungsstaffeln hinauf:

„gentil!“ „jolie!“ „beau!“ „superbe!“ „magnifique!“ „exquis!“ u. s. w.

Im Sommerpallaſt rührte mich das Zimmer der unglücklichen Marie Antoinette unbeſchreiblich; Juliette ſagte: pauvre malheureuse! und beſah ſich dabei in dem Spiegel der unglücklichen Königin, lächelt auf dem Mr. C., ſagt noch einmal: pauvre malheureuse! und ſchlüpft in den Garten hinaus. In dem kleinen Gartentempel fanden wir uns wieder zuſammen, da ſteht die Statue eines Amors, mit der bekannten Unterſchrift:

Qui que tu sois,
Voilà ton maitre,
il est, il fut,
Ou il doit l'être!

„Ah! c'est charmant!“ ſagte Juliette, und Mr. bot ihr eine feine Bleifeder, damit ſie ihren Namen auf den Amor hinſchriebe. Der arme Amor war von Kopf bis Fuß mit lauter Namen überdeckt, von allen den Tauſenden, die ſich ſo unſterblich machen wollten. Die ganze Statue bot keinen anſtändigen Platz dar, auf den ſich ein ſittſames Mädchen hätte hinſchreiben können. Juliette fand aber den Gedanken, ihren Namen auf den Cupido zu ſchreiben, gar zu unique, als daß ſie ihn aufgeben ſollte. Ich war endlich ſo glücklich zu entdecken, daß die Oberlippe Amors noch unbeſchrieben wäre!

„C'est bien drôle!“ ſagte Juliette, aber mit aller Gra-

zie schrieb sie den Namen „Juliette" dem stummen Liebesgotte auf die Oberlippe. Mr. C. machte sich auch sogleich auf und schrieb seinen eigenen lieben Namen auf die Unterlippe des geduldigen Amors! Ich machte Julietten die Bemerkung, daß, wenn der Gott der Liebe jetzt das Maul aufmachen wollte, sie und ihr Bräutigam geschiedene Leute wären! —

Madame und ich mußten nun auch unsere Namen noch dem steinernen Gott anhängen. Es war aber kein Platz mehr übrig, als der hinter den Ohren des kleinen Herzendiebes. Wir schrieben also getrost dem Liebesgott unsere Namen hinters Ohr.

Führt dich der Weg, lieber Leser, einmal nach Paris und nach diesem Amor-Tempel, da vergesse ja nicht dem geflügelten Knaben, der es ohnehin dick hinter den Ohren hat, ein wenig hinter das Ohr zu sehen, und da wirst du den Namen dessen finden, der sich schon so oft manches von Amor hinter das Ohr schreiben mußte. Es war Abend geworden; nach einem fröhlichen Mittagstisch in der Restauration à la grille du mail, brachte uns unser Wagen nach Paris. Es war 8 Uhr Abends und wir rollten im Finstern dahin. Wenn ich den verehrten Leser bitte, sich in meine Lage zu denken, so wird ihm das eben nicht unangenehm seyn, denn nach einer Lustfahrt zu Versailles, nach einem diner aux huitres im Finstern, vis-à-vis einer schönen Frau, deren Mann seit

zwei Jahren „là bas à Rio“ iſt, ſcheint nicht die verzweiflungsvollſte Lage zu ſeyn.

Allein der Menſch iſt ein neidiſches Thier! Die Lampen des Kaffeehauſes de cent couverts in den champs Elyssées warfen plötzlich eine Tageshelle in unſern Wagen, und ſiehe da! Mrs. C. ſchien eben beſchäftigt zu ſeyn, mit dem Munde ſeinen Namen auf Juliettens Lippen hinzuſchreiben. Ich hätte den Schreiber ermorden mögen. Als wir abſtiegen, flüſterte ich der holden Juliette zu: darf ein Sterblicher nicht hoffen, ſeinen Namen auf den Mund der Liebesgöttin einzuſchreiben?

„O! le méchant!“ ſagte ſie mit einem hochauflammenden Blick, und gleich darauf liſpelte ſie: „nous en causerons.“ Liebſter Leſer! goldener Leſer! haſt du gehört? „nous en causerons!“

Sey verſichert, lieber Leſer, was auch vorgehen mag: nous n'en causerons pas.

Long-champs.

(Paris.)

Napoleon, ich muß ſchon wieder von Napoleon ſprechen, denn da geh' ich wieder an der Madeleine vorüber, und man kann keine zehn Schritte in Paris gehen, ohne ihn vor Augen zu haben. Denn Napoleon und die Notre Dame muß man immer vor Augen haben, ſie ſind die höchſten Punkte von Paris.

Napoleon hat gebaut, wie er Schlachten geliefert hat. Kühn, nach eigenen Plänen, großartig, entſcheidend. Die Vendome's-Säule iſt die Schlacht bei Auſterlitz, aus einem Guſſe. Wer die Vendome's-Säule ſieht, und auch nicht weiß, daß ſie von Napoleon herrührt, muß von ihrem Anblick an ihn erinnert werden, ſie ſieht ihm ähnlich. Sie iſt voll erhabener Arbeit, wie er, und verdankt gleich ihm ihre Exiſtenz einer

ungeheuern Anzahl Kanonen. Die Madaleine, die Börse, die Etoile, es sind gefrorne Feldzüge, es sind Helden aus seiner Schule, versteinerte Feldmarschälle des kleinen Korporals. Man hat Pferde an die StatueNapoleons angespannt, um sie von der Säule herabzubekommen, es gieng nicht, man mußte ihn absägen. Das festländische Vieh war nicht im Stande, Napoleon in den Staub zu treten, es war den Engländern vorbehalten. Sir Hudson Lowe, dessen Namen die Geschichte mit wahrer Wollust der ewigen Brandmarkung aufbewahrt, Sir Hudson Lowe vollbrachte ganz allein, was 60 Continentspferde nicht vermocht haben, er trat ihn in den Staub, und hat ihn langsam zu Tode gemagenkrebst! **rule Britannia!** Wenn ich Abends über den Platz gieng, und die Vendome's-Säule warf ihren erhabenen Riesenschatten in die **Rue de la paix** hinein, da kam es mir vor, als wandelte Napoleons Geist vor mir, und ihm folgten alle die Figuren der Haut-Reliefs der Säule, und als zögen sie alle in die Madeleine, um ein großes Seelenfest zu feiern, und anzustimmen ein **Requiem** für Ney und Alle, die den Schlachten, aber nicht dem Schlachten entgiengen! Ich lehnte mich weinend an das Gitter der Säule, und ich sah hinauf in den unendlichen Raum, und grade über der Säule funkelte ein glänzender Stern, und thauete seine Strahlen nieder, daß mir ordentlich wohl und weh um's Herz wurde, und ich in stiller Seligkeit die Augen zudrückte. Als ich nach einer kurzen Pause die Augen aufschlug, war der Stern verschwunden, hin-

untergeschossen am Horizont. Ich lachte bitter und gieng von dannen.

Nach Longchamps! das Reich der Mode wird in Paris stets floriren, denn es erlebt alle Jahre seine Revolution in Longchamps. Sie hat jedes Jahr ihre trois journées, den 30. — 31. März und den 1. April. Da wird die Freiheit der Presse, der Schneiderpresse bestimmt. Es geht aber den Kleiderhelden dieser drei Tage besser, als den Kampfhelden der Juliustage; sie behalten doch immer auch späterhin noch einen Rock auf dem Leibe, welches bei den Juliushelden nicht immer der Fall ist.

Isabelle von Frankreich, Schwester des heiligen Ludwig, stiftete im zwölften Jahrhundert eine Abtei, Longchamps genannt, am äussersten Ende des bois de Boulogne, für die frommen Schwestern des Ordens des heiligen Franziskus. Alle Jahr, am Mittwoch, Donnerstag und Freitag der heiligen Woche fand eine große Wallfahrt zu der Abtei von Longchamps statt, um allda eine Messe zu hören. Der Mißbrauch dieser Wallfahrt, und die nur allzubald bei ihr eingerissenen Unordnungen und Zügellosigkeiten veranlaßten die Sperrung der Abtei. Die fromme Wallfahrt hörte auf, allein die Wanderung der Reichen, der Schönen, und der eitlen Pariserwelt nach dem reizenden bois de Boulogne hörte nicht auf, und so erneuerte sie sich bis jetzt in jedem Jahre an den drei be-

ſtimmten Tagen. In der Revolutionszeit zwar unterbrochen, begann mit der wiederkehrenden Ruhe des Landes die Mode der Wanderung nach Longchamps.

In der letzten Zeit des Kaiſerthums waren die Promenaden nach Longchamps faſt verödet, und mit der Reſtauration kehrte auch der Glanz, der Luxus und die Verſchwendung dieſer Mode-Thorheit zurück, und iſt zu einer Berühmtheit und Ueppigkeit herangewachſen, ſo daß die Engländer, wie nun alle Engländer groß im Kleinen und klein im Großen ſind, nach Paris kommen, um mit den Pariſern um den Preis der Modethorheit und ihrer Bizarerien zu kämpfen.

Von den Gärten der Tuillerien bis über die Champs élisées, durch den arc de triomphe bis nach bois de Boulogne, ſchickt in dieſen drei, der Modethorheit geheiligten Tagen, dieſe närriſche, launiſche, wanderbare Göttin alle ihre Prieſter aus, angethan mit den tauſend und abermal tauſend zierlichen und abgeſchmackten, eleganten und überladenen, niedlichen und ſchwerfälligen, geſchmackvollen und geſchmackloſen Erfindungen ihrer phantaſtiſchen Kunſt. Hier wird in dieſen drei Tagen die Mode gemacht. Hier wetteifern die Erzeugniſſe der Schneider, Schuſter, Haarkräusler, marchands de modes, Juweliers, Centuriers, Wagenfabrikanten, Sattler, mit allem Aufgebothe des Luxus, der Ueppigkeit, des Reichthums und der Phantaſie mit einander. Der höchſte Ge-

ſchmack mit dem barockeſten Ungeſchmack gehen hier Hand in Hand; die eleganteſte Simplicität wandelt an der Seite der bunteſten Schwerfälligkeit, und die reizendſte Anmuth ſtrahlt neben der abſtoſſendſten Geſchraubtheit. In den eliſeiſchen Feldern iſt die große Fahrallee den Fahrenden und Reitenden beſtimmt, die in zwei neben einander auf- und abſteigenden Reihen mit ungeheuerm Aufwand an Equipagen und Pferden, ſich langſam auf- und abbewegen. In den beiden Fußgängeralleen ſind die Säume an den Fahralleen mit Stühlen und Bänken beſetzt, die von den Eigenthümern der vorübergehenden Menge in ſtetem Geſchrei angeboten werden, und in den Alleen ſelbſt wird man von der Menſchenfluth gehoben und fortgetragen.

Die fahrende Welt nimmt die Aufmerkſamkeit am meiſten in Anſpruch, denn dieſes ſind die eigentlichen Modemacher und Modemacherinnen. Jeder Wagen iſt ein Pantheon, eine akademiſche Sitzung. In jedem Wagen kann eine Königin, eine Königin der Mode ſitzen. An den beiden Seiten ſtehen oder ſitzen die Pariſer und Pariſerinnen; ſie machen die Geſchmacksrichter, und ſie urtheilen ſo laut, daß diejenigen, die ſich in ihren Equipagen langſam vorüberbewegen, oft mit Schamerröthen, oft mit geſchmeichelter Eitelkeit, oft auch mit beleidigtem Stolz das Urtheil dieſer Richter vernehmen. Da fährt ein Ehepaar ſchwerfällig in einer reich vergoldeten Kutſche, ſie ſieht mit dem Kopfe rechts nach den

Reitern, er links nach den ſitzenden Damen. „Ah!“ ruft nun ein Zuſchauer aus: „der öſterreichiſche Adler mit zwei Köpfen!“

In einem andern Wagen fährt eine zärtliche Mutter, den Mops auf dem Schooße und ihr Kind bei dem Kutſcher. Da ruft wieder ein Zuſchauer ganz laut: „Madame, führen Sie den Mops oder der Mops Sie nach Longchamps?„ „Ah, c'est drôle!“ lachen nun alle ringsherum und die Dame mit der Mops ziehen erzürnt vorüber. In einer flüchtigen Chaiſe kömmt eine reizende Dame, ſie ſchwimmt wie die göttliche Amphitrite auf einer Meeresmuſchel einher. „Aber das iſt ein Luxus ſo ſchön zu ſeyn, Madame!“ ſchreit ein Zuſchauer in den Wagen hinein, ſie lächelt und neigt den Fächer. Wieder zieht eine andere buntbefiederte Dame einher und ein Zuſchauer ſchreit laut auf: „oh voilà le perroquet du jardin des plants!“

Ueberhaupt iſt die Wagen-Revüe die interreſſanteſte. Da fährt eine Mutter mit ihrer Tochter, wie ein Reſt der Nacht mit dem erſten Strahl des Frühroths; das Töchterchen iſt bis an die Naſenſpitze eingehüllt, und man ſieht, die gute zärtliche Mutter hat ſich das am eigenen Leibe abgeſpart. Da läßt ſich ein einſchüchtiger dünner Diplomat von vier Pferden fortziehen, und wenn man Abends die Pferde abſpannt, ſo iſt der

Diplomat doch noch abgespannter als die Pferde. Nun kömmt eine Dame de l'ancien régime, ihr Antlitz und ihre Kutschenthüre sind nicht von einander zu unterscheiden, auf beiden hat die Kunst ihr Familienwappen in verschiedenen Feldern hingemalt u. s. w.

Eine polizeiliche Verordnung ist es, daß Niemand aus der Reihe heraus in die andere Reihe hinein fahren darf. Blos der hohe Adel und die Minister dürfen aus der Reihe fahren! Das ist auch ein fahrender Beweis von der Souverainität des Pariser-Volkes! sie dürfen aus der Haut fahren, aber nicht aus der Reihe. Die Pariser haben aber Recht, daß sie ihre Minister aus der Reihe fahren lassen, denn sie haben gesehen, daß sie mit ihren Ministern, wie sie nach der Reihe kamen, schlecht gefahren sind! Ueberdem wie leicht könnte nicht einen Hochadelichen das Unglück treffen, daß gerade die Wagen vor und hinter ihm mit Bürgerlichen besetzt sind, und dann könnte es von ihm heissen: seine Vorfahren und seine Nachkommenschaft sind Bürgerliche!

Uebrigens herrscht in Paris bei solchen Volksfesten zwar die lauteste, aber doch die anständigste Munterkeit, die herzlichste Geselligkeit und die größte Ruhe.

In diesem Jahre siegte auf dem Kampfplatze der Mode

die grüne und blaue Farbe für Kleider. Blaue Hüte mit Blumen und Blonden. Die Façon der Kleider mit grosses gances mises au bas. Flache Corsets, die Ermel à coude oder à l'imbecille.

Die Macht der Sympathie.

La sensibilité fait tout notre génie.

Piron.

(Paris.)

Heute ist sie wieder allerliebst! die blauen Bänder des niedlichen Häubchens flattern über die braunen Locken herunter; die Augen senden süßen Schein herüber, und durch die Fensterscheibe schimmert ihr mildes Lächeln. Ach, die Fensterscheiben! die Fensterscheiben geben dem reitzenden Antlitz einen eigenen Zauber. Die Fensterscheiben haben schon viel Herzen gemordet!

Er war fein, geschmeidig, warm, herrlich und neu! wie liebt' ich ihn! den Oberrock nämlich! die Rue Vivienne hat keinen schönern in ihrer Mitte erblühen sehen. Er saß mir allerliebst, und er ist dahin! gestohlen! grausam gestohlen! „Kurz ist der Schmerz, arg die Freude!"

Sie werden doch zugeben, daß man eine solche erschöpfende Definition auf deutschen Universitäten nicht hört?" sagte Freund Jerrmann zu mir, als wir aus Geoffroy's Vorlesung in der Sarbonne herauskamen, „was hat er nicht alles über die Sympathie herrliches gesagt." „Ja," sagte ich gutherzig, „aber wir wollen jetzt ein Dutzend Austern zu Gemüthe ziehen."

* * *

Der Leser wird hoffentlich etwas den Kopf schütteln und über den verwirrten Eingang dieses Aufsatzes inwendig räsonniren. Ich hoffe, der Leser weiß nicht, was ich sagen oder erzählen will, und das ist gut, denn je unverständlicher der Autor ist, desto lieber hat ihn der Leser, denn er legt ihm seinen eigenen Sinn unter, und da jeder Leser von sich überzeugt ist, daß sein Sinn ein origineller, ein erhabener ist, so findet er das, was er so eben las, ganz nach seinem Sinn, das heißt, vortrefflich. Hübsche Augen, ein blauer Oberrock und eine Vorlesuug in der Sarbonne scheinen nicht gut zusammen zu passen, allein wer kennt alle geheimen Bande der Natur? die durcheinanderlaufenden unsichtbaren Fäden der Gefühle? Die Sache ist einfach. Hohe Häuser und enge Straßen richten die Schriftsteller zu Grunde. Hat man wenig Sonnenlicht muß man den Schreibtisch ans Fenster rücken, ist man am Fenster, da hat der leidige Gott sey bei uns sein

Spiel, am Fenster gegenüber, drei Spannen weit, sitzt oder steht ein reizendes Wesen, ein weibliches, das versteht sich von selbst, die verhexte Glasscheibe mischt sich magisch mit ins Spiel uud mit der Arbeit ist es Mathäi am Letzten!

Zuerst fliegt ein leichter Blick hinüber, er wird mit stillem Protest zurückgeschickt; allein ein Mann und noch obendrein ein Dichter läßt sich von einem protestirten Blick nicht abschrecken, es spazieren drei nach einander hinüber; diese Deputation wird wenigstens respectirt. Ein leichter Blick kömmt zurück, noch nicht in gerader Linie, zuerst macht er einige Umwege. Endlich wird der Blick-Wechsel so häufig, wie der Courier-Wechsel zwischen Belgien und England, und es kommt eben so wenig dabei heraus. Aber mit dem Schreiben ist es aus.

Ein solches unglückliches Geschöpf bin ich jetzt! Mein vis à vis ist ein Kleidermacher. „Eine Schneidermamsell also!“ ruft hier irgend eine schnippische Münchnerin aus, ja meine Holde, eine Schneiderstochter, aber eine Schöne, und es wäre doch im Jahre 1831 unverzeihlich, wenn ein warmer Schriftsteller ein schönes vis à vis deßhalb vernachläßigen wollte, weil ihr Vater einen Rock und nicht einen Staat zu- oder verschneidet! Ich habe in dieser Hinsicht die liebevollsten Gesinnungen. Alle Arten Schönheit sind gleich vor dem Gesetze, schöne Augen sind paradiesisch, von welcher Religion sie

auch seyn mögen, und ein süßes Lächeln, welches Räthselhaftes räthselhaft verspricht, bedarf keiner Ahnen, um zu entzücken. Ich frage alle Künstler, Gelehrte, Staatsmänner und Krieger, ob eine Schneiderstochter mit blauen Augen und rothen Lippen die Schöpfung nicht mehr adelt, als eine Fürstentochter mit rothen Augen und blauen Lippen? ob eine Reihe Perlenmutter-Zähne Gottes Ruhm nicht mehr verherrlichen, als eine Reihe hoher Ahnen? ob ein rundes Kinn die Welt nicht mehr ziert, als eine runde Summe? und ob eine schöngewachsene Gestalt das Leben und die Kunst nicht mehr ziert und versüßt, als ein schön gewachsener Stammbaum? So dachte ich und fuhr fort, meiner holden Fenster-Grazie Blicke zuzusenden. Ein Dichter und ein Schneider, dachte ich obendrein, sind zwei sehr verwandte Wesen, das Kleidermaaß ist oft ersprießlicher, als das Versmaaß; der Schneider ist noch darin glücklicher, ihm wird sein Stoff gegeben, der Dichter muß ihn selbst aus der Luft greifen. Ein Beweis aber, daß die Schneiderei ein honnetteres Handwerk ist als die Schriftstellerei, ist das, daß es keinen anonymen Schneider giebt! Sodann wie demüthigend war für mich diese Betrachtung. Ich hatte alle meine Werke an meinem Fenster aufgestellt, der Schneider war auch nicht einen Augenblick versucht, nach ihnen herüber zu blicken; das Werk des Schneiders aber am Fenster, brachte einen Dichter auſſer Fassung. In diesen Gedanken vertieft, machte ich mein Fenster auf, vermuthlich um nach dem Wetter zu sehen, die Holde machte ihr Fenster

auch auf, vermuthlich um einer vorübergehenden Freundin nachzusehen. Da ſtanden wir, ein deutſcher Dichter und eine franzöſiſche Schneiderstochter! Ich wollte ſie mit den bekannten Worten anreden:

„Es ſchwinde der Haß der beiden Nationen!“

Denn ich muß es nur gerade heraus ſagen, ich bin ein Deutſcher von Herz und Blut, aller franzöſiſche Schwindel wiegt mir eine grundehrliche deutſche Geſinnung, trocken aber kräftig wie ihre Mehlſpeiſen, nicht auf. Aber wenn es auf Liebesaffairen ankömmt, ſo bin ich den Franzöſinnen nicht abhold; jede Franzöſin hat ein conſtitutionelles Herz mit republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, ſo wie Lafayette dieſen Ausdruck in der letzten Deputirtenkammer auseinanderſetzte. Ich wollte eben eine Artigkeit losdrücken, etwa: „wie ſchön iſt das Wetter, aber doch nicht ſo ſchön wie Sie!“ oder: „die Sonne ſcheint ſo herrlich, dieſe und noch eine!“ oder: „das Wetter geht ganz auf, ſo wie mein Herz!“ oder was ſo dergleichen geiſtreiche Präliminarien mehr ſind. Da klopfte es an meiner Thüre: „entrez!“ Es war Freund Jerrmann, der mich abholte, weil wir regelmäßig Geoffroy über die Sympathie leſen hörten. Ich mußte mich von meinem jungen vis-à-vis losreißen, um mich der alten Sarbonne in die Arme zu werfen. Ich wollte mich ſchnell in andere Kleider werfen, und ſuchte meinen neuen blauen Oberrock, aus der rue vivi-

enne, vergebens, der Oberrock war nicht da, alles Suchen, alles Lamentiren, alles Stürmen des ganzen Hauses war umsonst. Der blaue Oberrock aus der rue vivienne war nicht da!

„Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der Theuern Spur;
Keiner hat mir noch verkündet
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Nur den verlornen fand er nicht!"

O, lieber Leser, wer du auch seyest, männlichen, weiblichen oder sächlichen Geschlechtes, wenn du mein Widersacher, mein Feind, ja wenn du sogar ein Buchhändler wärest, du würdest Mitleid mit mir empfinden, wenn dir je ein neuer blauer Oberrock aus der rue vivienne gestohlen worden wäre! In stiller Verzweiflung griff ich nach meinem schwarzen Rock.

„Fahrt wohl, ihr Freuden dieser Sonne,
Gegen schwarzen Moder umgetauscht!"

Er war noch ein guter ehrlicher deutscher Rock, mit recht soliden deutschen Siebenmeilenstichen, und ich sah in ihm aus wie eine deutsche Eiche, hübsch gerad und stämmig mit zwei Handzweigen. In stiller Wuth saß ich im Omnibus; denn ich war auf einmal um drei blaue Sachen gekommen, um

zwei blaue Augen und um einen blauen Rock. In dieser Stimmung betrat ich den Hörsaal, er war eben nicht der geeignetste für eine philosophische Vorlesung. Geoffroy sprach sehr viel davon, was er alles über die Sympathie sprechen wollte und werde; nachdem er eine halbe Stunde lang zu beginnen begann, fieng er an anzufangen. Wenn man so seine paar philosophischen Jahre durchgeochst und nachher noch mit zäher Geduld die breiten Flüße aller Systeme durchgewatet hat, wird man sodann etwas ungeduldig, wenn man noch immer eine Stunde lang eine Stunde beginnen hört. Endlich rückte er seinem Gegenstande ganz nahe an den Leib und erklärte:

„Die Sympathie ist nicht minder und nicht mehr, als die Hinneigung unserer innern Kraft zu dem, was uns fehlt, und der Wunsch das zu erringen, was uns mangelt."

Wie ein Blitzstrahl durchzuckte mich dieser Lichtgedanke! Es ist also die reinste Sympathie, die mich zu der Schneiderstochter und zu dem blauen Oberrock hinzog! Denn beide fehlen mir! Nur eines blieb mir unnatürlich, der blaue Oberrock fehlte mir doch mehr, als die Schneiderstochter, denn er ward mir ganz und gar gestohlen, und dennoch fühlte ich mich mehr zu dieser Holden, als zu dem Oberrock hingezogen! Ja, es giebt Geheimnisse in der Natur! Des andern Morgens stand

ich am Fenſter und ſah hinüber nach dem Fenſter, wo ſie zu ſtehen pflegte, und ſah hin nach dem Seſſel, wo er zu liegen pflegte, die Sympathie zog mich hin, ſie zog mich her, ſo ſchwankte ich zwiſchen zwei Sympathien! Die Sympathie zu dem mir fehlenden Oberrock erhielt die erhöhte Bitterkeit durch den Gedanken, daß er 140 Franken gekoſtet hatte, ſo ſchwach iſt der Menſch und ſogar der Dichter, und ſogar wenn der Oberrock noch nicht bezahlt iſt. So ſtand ich betrübt, da erſchien ſie am Fenſter, das offene, freundliche Auge lachte einen ganz italieniſchen Himmel in mein Zimmerchen herüber und ihr Lächeln einen Blüthenmai in mein Herz hinein, und ihr Nicken bevölkerte meine Phantaſie mit tauſend gekrönten Wünſchen, und ihre Geſtalt hinter der magiſchen Fenſterſcheibe ſchwamm wie eine griechiſche Welt vor meinen Blicken, und er, er, er war vergeſſen, der Oberrock nämlich! Wie iſt das möglich? er fehlte mir doch noch immer und fühlte ich doch gar kein ſympathetiſches Hinneigen mehr zu ihm! O liebes, ſüßes Weſen da drüben, liebliche Schneiderstochter, was hältſt du von den Philoſophen?

Volksschmeichler und Zeitgeist-Verdreher.

Aus den Blättern der Weltgeschichte säuselt der milde Trost, daß die Humanität und die wahre Freiheit stets über servilen Druck und Geisteszwang obsiegte. Aus den Blättern der Weltgeschichte wehet die ernste Ermahnung hinauf an die Höhen der Regierungen, daß die Freiheit eines Volkes nicht in einzelnen ertheilten Rechten, die fast wie Begnadigungen aussehen, bestehen; und aus den Blättern der Weltgeschichte rauscht der Erfahrungssturm hernieder, daß die mißverstandene Volksfreiheit stets, historisch oder speziell, zu inneren Zerrüttungen des Staatslebens, zu Spaltungen und Factionsgeist, zum Mißbrauch des Heiligsten und zum Hinsturz an fremde Zwingherrschaft geführt hat.

Eben dasselbe Polen, das heute als heiliger Märtyrer der Freiheit die unsterbliche Seele aushaucht, dessen herzzerschneidende Endlassenschaft vielleicht den Eintritt Europa's in den Wendekreis des Krebses bezeichnet, eben dasselbe Polen

ist ursprünglich durch seine jedes Maaß übergeilende Volksfreiheit, durch das Veto seiner Landboten, durch das Recht, Conföderationen gegen den König zu stiften, aus der Reihe selbstständiger Staaten verschwunden!

Die wahre Volksfreiheit besteht nicht im Entbinden von Gesetzen, nicht im Wegwerfen jedes, wenn auch noch so leichten Zwanges, sondern im Zusammenklange des eigenen Willens mit dem Gesetze, in der Entbehrlichkeit des Zwanges durch freiwillige Hingebung, nur im Bewußtseyn, keinem andern Zwang als einem gesetzlichen hingegeben zu seyn, d. h. einem solchen, wo die Pflichten des Einzelnen und des Ganzen auf Gerechtigkeit und Wahrheit basirt sind.

Wie ganz anders lautet aber das, was unsere ultra-liberalen Journale von der Volksfreiheit ausposaunen! Sie verstehen unter Volksfreiheit nichts als den Umsturz des Bestehenden, blos weil es bestehet. Sie wollen das Volk hinausreißen über die Gränze des Guten und Wahren, denn in den Bannkreis der Lüge dringt keine redliche Waffe, kein Vernunftgrund, keine geläuterte Ansicht und Gegenrede mehr.

Von jeher nennt die Geschichte keinen Tyrannen, keinen Despoten, der nicht einen Schmeichler, einen Krümmwurm fand, welcher ihn in seiner Despotie, in seiner Tyrannei be-

ſtärkte und lobhudelte. Das iſt nun jetzt anders, wir haben Volks-Lobhudler, Volksſchmeichler, Volksnarren.

Was ſind die ultra-liberalen Blätter anders als ſervile Volksſchmeichler? Sie ſetzen zuerſt das Volk hinauf auf ihren papiernen Thron, und dann beginnen ſie ihren kriecheriſchen Götzendienſt. Sie tanzen um das gold'ne Kalb ihrer Volks-Souveränität herum, und kein Katzenbuckel iſt ihnen krumm genug, und keine eckle Speichelleckerei niedrig genug, und keine Vergötterung albern genug, um ſie dieſem Idol verknechtet darzubringen. Nie hat noch ein Fürſtenknecht, ein ſerviler Königsdiener, ein verknechteter Despotenſklav ſeinem Herrn ſo unbedingt, ſo unſinnig, ſo ſchamlos knechtiſch gehuldigt, als dieſe Ultra-Freiheits-Männer ihrer ſelbſtcreirten Volksſouveränität, und eben deßhalb muß ſie eben jene Indignation, eben jene Verachtung treffen, die alle niedrigen Knechte und Schmeichler trifft. Es iſt alles eins, ob man der Despotie eines Einzelnen oder der Despotie eines Volkes verehrend ſein Weihrauchfaß ſchwingt, es bleibt immer Anbetung der Despotie.

Man irrt ſich, wenn man glaubt, daß dieſer ewige Angſt- und Feuerwächterruf nach völliger Unabhängigkeit des Volkes etwas mit der Idee der Liberalität gemein habe. Eben ſo viel hat der Wunſch der Armen nach dem Gelde der Reichen,

die Begier des Menschen nach der Frau seines Nachbars mit liberalen Ideen gemein.

Der unsterbliche Blakstone sagt sehr richtig:

„Nicht, was der Mensch darf, nicht, was der Mensch will, sondern was er als vernünftiges Wesen soll, giebt das Merkmal und den Maaßstab seiner unveräußerlichen Rechte."

Was hier vom Menschen im Einzelnen gesagt wird, gilt vom Volke im Allgemeinen. Bei dem angebornen Hang zur Unbändigkeit würde die ungereimte Lehre der Selbstregierung ungefähr zu eben dem Scheusal ausarten, als die Blätter der Ultra-Liberalen bei ihrer Selbstcensur.

Früher hat ein moralischer Muth dazu gehört, ein Liberaler zu seyn, es war ein selbstgeadeltes Gemüth, welches die edle Kühnheit hatte, für die bürgerliche und persönliche Freiheit in die Schranken zu treten. Allein die leise, aber Alles aufreibende Macht der Zeit nimmt oft Wörtern ihren Adel und adelt oft wieder Andere, die früher in Mißkredit waren. Schon Forster bemerkt, daß bei politischen Partheien kein Name auf Ehre oder Schimpf lange Rechnung machen kann; so sind die alten ehrlichen Worte Schalk, Dirne u. s. w. jetzt Schimpfworte, und die frühern Tadelsworte: Salbung,

Einfalt u. ſ. w. neigen ſich jetzt zum Lobe hin. So dürfte bald der Ausdruck: ein Liberaler, durch die Uebertreibung der Liberalen entadelt ſeyn. Es gehört jetzt wirklich ein moraliſcher Muth dazu, ſich als einen Gemäßigten, als einen redlichen Royaliſten zu zeigen; denn die Ultra-Liberalen finden in jeder mäßigen Geſinnung einen Beiſatz von Verknechtung, ſtreiten der mäßigen Parthei ſogar die Möglichkeit einer aufrichtigen Ueberzeugung ab; ja ſelbſt ein redliches Irren wollen ſie ihnen nicht zugeſtehen, und den groben Stoff ihrer eigenen ſelbſtiſchen Motive in die Handlungs- und Denkweiſe der andern Parthei übertragend, giebt es für ſie nirgends eine urſprüngliche Reinheit der Geſinnung, nirgends eine unbefleckte Conception der Anſicht, und nirgends ein an der Sonne der innern Ueberzeugung gezeitigtes, politiſches Religionsleben.

Das wüthende Geſchrei dieſer unberufenen Wehe-Mütter der Zeit wird die Wehen der Zeit vermehren, ohne die Entbindung zu erleichtern. Die Zeit, wie die Natur, zeugen und gebären ihre Frühlinge und ihre neuen Welten ſtumm, nur im Zerſtören werden beide laut, in Erdbeben oder in Poſaunenſtößen des jüngſten Tages. Der Zeitgeiſt ſtoßt bei ſeinem Schaffen weder erſt in die „Revolution", noch in die „Deutſche Tribüne", wenn ſie eine politiſche Wiedertaufe der Völker vornehmen will; der alte Saturn iſt ein ſtiller Greis, leiſe verſchluckt er ſeine Kinder, und nicht bei der Lärmtrom-

mel einer falſchen oder wahnſinnigen Begeiſterung! Weil die Vergangenheit in einen Wittwenſchleier gehüllt iſt, und die Zukunft in einen jungfräulichen, und nur die Gegenwart nackt vor ihnen daliegt, weiden ſie ſich mit ſinnlicher Luſt daran, durch ihre Blößen die rohe Begier aufzureizen, ſich ſchänderiſch in ihren Schwächen zu ſättigen.

Gemeinen Sinn nehmen ſie für Gemeinſinn, und das neugierige Emporſtrecken des Halſes für geiſtige Erhebung des Geſammtlebens. Jedes kleine Gebrechen in der Staatsmaſchine hingegen wird von dieſen Volksheuchlern als ein Flecken am Throne ausgeſchrieen, weil der Thron am höchſten ſteht, und dem Volke am erſten in die Augen fällt. Sie vergeſſen aber, daß man Höhen, hohe Menſchen und hohe Berge, oft in einem Nebel ſieht, daß aber dieſe Nebel aus der Tiefe emporſteigen, aus dem niedern Leben, und ſich an ihnen hinaufziehen.

Die Compagnie-Laſter des Partheigeiſtes und die in leeren Phraſen eingewickelte Nationaltäuſchung der ausgeſchrieenen Volksſouverainetät wollen viel weiſer ſeyn, als unſer lieber Herrgott. Er erſchuf das Licht am erſten Schöpfungstage, allein erſt am vierten die Sonne, inzwiſchen ließ er Gräſerchen wachſen und Blümlein, und nützliches Gewächs mehr. Unſere Lichtprediger aber ſind mächtiger denn Gott, kaum haben ſie aus den vollen Backen in das Volk hineinge-

rufen: „es werde Licht!“ so haben sie auch schon lauter Sonnen aus dem Volke gemacht, und sich selbst als erste Sonnenpriester.

Aber das Volk, dem ein solches Hätscheln und Backenstreichen vielleicht anfangs wohlthut, wird in seinem gesunden Menschenverstande endlich erwachen, und einsehen, daß alle Jene, die seinen Fehlern huldigen, seine Gebrechen adeln, seine Schwächen zu Tugenden stempeln, seine Gelüste zu Gotteingebungen umtaufen, und seine Launen als Himmelsgebote ausschreien, nichts als feile Schmeichler, nichts als böse, irreleitende Irrwische sind, die vor ihren Augen herumgauckeln.

Es wird einsehen, daß es von diesen Freiheits-Aposteln nicht wie ein Gebäude in die Höhe geschraubt wird, um es zu repariren, sondern daß sie es hinauf treiben wollen, um in seinem verlängerten Schatten sich selbst gemächlicher ausdehnen zu können!

Der erste Korb und der tausendste Thaler.

Es giebt große Dinge, zu denen eine eigene Constellation gehört, um sie zu besitzen, und wieder andere Dinge, die man absolut schon besitzen muß, um sie im hohen Grade zu besitzen. Wenn man einmal eine Million hat, so bekömmt man die andere schon leicht durch diese erste, so wie man Dohlen auch immer durch die erste Dohle fängt. Wer einmal einen Korb bekommen hat, der ist im Zuge und holt sich nach und nach mehrere. Es handelt sich nur um die erste Million und um den ersten Korb; da ist der Knoten.

Zu der ersten Million gehört das Arrondiren des ersten Sümmchens von tausend Thälerchen. Aber es scheint, als ob in dem tausendsten Thaler der Gottseybeiuns stecke! Ich habe all mein Lebtag erfahren, daß der tausendste Thaler ein wahrer Schmelz-Thaler ist, der die andern auch schmelzen macht. Es ist mir all' mein Lebtag leicht gefallen, neun hundert und

neun und neunzig Thaler beisammen zu haben, kaum kam aber der tausendste dazu, husch! so waren die neun hundert und neun und neunzig auch beim Teufel! Es ist ordentlich als ob der tausendste Thaler verhext wäre; als ob er der Zauberstab wäre, der durch sein Auflegen die Anderen verschwinden macht. Einmal hatte ich mir durch ein satyrisches Werk auch den tausendsten Thaler dazu erschrieben; ich wollte ein Papierchen kaufen und es bei Seite legen, man weiß, wie gut man aufgelegt ist, wenn man sich etwas bei Seite legt; ich trug den Kopf hoch wie ein neugebackener Fähnrich, und glaubte, jeder Mensch sähe mich neidisch an; schon blickte mir der Wechselladen entgegen, da führt mich der Satan vor einem Antiquar vorüber, ich erblicke Bayle's philosophisches Lexikon, das ich schon lange suchte, ich gehe hinein, kaufe es, nehme indessen von den tausend Thalern einige dazu, muß deßhalb von neuem nach Hause gehen, zu Hause wartet ein Gerichtsbote, der so und so viele Thaler für Censurvergehungen will; ich muß also das Geld noch hinlegen, und in vier Wochen sind keine Thaler mehr da. Ich schrieb nun wieder darauf los, neun hundert neun und neunzig Thaler lagen Monate lang unangetastet im Pulte, da schickt der leidige Satanas auch den tausendsten! Ich mache mich auf, will eben ein Staatspapier kaufen, um es zurückzulegen, da kömmt ein Freund herein, und erzählt mir, er mache eine Reise nach Hamburg, wo die naturforschende Gesellschaft sich versammelt, von da gienge er nach Heliogoland und bereise die Nordsee;

da war alles aus! „ich reiſe mit!“ ſprach ich, gieng nach Heliogoland, nach der Nordſee, nach Koppenhagen, und als ich nach der Natur meiner tauſend Thaler forſchte, hatten ſie ſich in Nichts aufgelöst. Ich arbeitete von neuem darauf los, und gar bald lagen wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler Wochen lange beiſammen, ich rührte ſie nicht an und fand auch keine Veranlaſſung dazu, da kam der tauſendſte Thaler; ich ergriff mich beim Schopfe und eilte mit mir zum Banquier, ich hielt mir auf dem ganzen Wege Augen und Ohren zu, um keinen Antiquar und keinen Freund zu treffen; da war ich endlich ſchon im Hauſe des Banquiers, gottlob! ich gieng die Treppe hinauf, ſicher nun mein Papier zu holen, da ſtürzt mir ein engelſchönes Mädchen entgegen, zerſtört, mit Thränen in den großen blauen Augen; es war die Gouvernante des Banquiers, die er in ſeiner Geldroheit eben mißhandelte; ich fragte ſie, warum ſie das Haus nicht ſogleich verließe, da ſagte ſie, ſie habe gar nichts, und müſſe ſich jede Mißhandlung gefallen laſſen. „Befehlen Sie über mich!“ ſprach ich, zog ſie aus dem Hauſe, verſah ſie mit Geld, und die tauſend Thaler waren wieder beim Teufel, d. h. beim Engel. Mit neuem Muthe preßte ich wieder aus meinen drei Schreibfingern die Goldtinktur und ſah bald wieder neun hundert und neun und neunzig Thaler vor mir liegen, der tauſendſte kam bald nach; ich entſchloß mich, gar nicht mehr ſelbſt zum Banquier zu gehen, ſondern einen Freund hinzuſchicken. Ich wartete mit Sehnſucht auf den rückkehrenden

Freund, da zog es die Klingel, „er ist's!" „endlich hab' ich ein Staatspapier!" ich drehte mich jubelnd dreimal auf einen Absatz herum, da geht die Thüre auf, es war wirklich ein Staatspapier, nämlich ein Papier, welches mir anzeigte, den Staat binnen drei Tagen zu verlassen. Mein Freund mußte nun die tausend Thaler wieder laufend machen, und sie giengen wieder zum Kukuk.

Eben so wenig ich eigentlich zu dem tausendsten Thaler gelangen konnte; eben so wenig konnte es mir je gelingen, einen Korb zu bekommen. Nicht deßhalb etwa, weil ich überall ein „Ja" bekam, sondern weil ich es in meinen Bewerbungen niemals weiter gebracht habe, als bis zu dem Augenblicke, wo ich die Klingel fassen wollte, um den Brautwerb-Besuch bei den Eltern der Auserwählten zu machen.

Welch ein Glück ist es nicht, welch ein berauschendes Bewußtseyn, einen Korb bekommen zu haben! Es ist ordentlich als ob man einen Wink vom Schicksal bekommen hätte: Du sollst nicht unglücklich seyn. Tritt man einst vor den Richterstuhl und wird gefragt: Warum hast du nicht geheurathet? so packt man seinen Korb aus und legitimirt sich mit demselben. Den ersten Korb soll man sich einimpfen, damit man nicht mehrere bekäme, aber es ist grade umgekehrt, wer den ersten Korb einmal hat, der holt sich alle Monat irgendwo ein Körbchen, so wie derjenige, der einmal zufällig einen Mai-

käfer gegeſſen hat, nun ordentlich alle Maikäfer gerne eſſen wollte. Ich habe einen Mann gekannt, der ſich zwei Jahre nach einander alle Sonntag einen Korb holte und dabei dick und fett wurde. Bei mir gieng es mit dem Werben wie mit dem tauſendſten Thaler; wie mir der Gedanke kam, um die Geliebte anzuhalten, verſchwand die Liebe; oder an der fatalen Hausthüre und Hausklingel gieng noch eine ganze Reform in meinem Herzen vor.

Ich liebte einmal ein ganzes Jahr lang, welches noch obendrein ein Schaltjahr war, eine Wittwenkaſſen-Controlleurstochter. Ich hatte ſie vom Buſen des Rinaldo Rinaldini entwöhnt, und nährte ſie mit der romantiſchen Milch der klaſſiſchen Literatur; ich las ihr in langen Winterabenden die längſten Scott'ſchen Romane vor; ich führte ſie zu Hamlet und Romeo und Julie ins Theater; ich las ihr alle zweimal vier und zwanzig Stunden ein blaßes Sonnett von mir ſelbſt vor, kurz, ich bildete die Wittwenkaſſen-Controlleurs-Tochter ſo aus, daß ſie mit Anſtand eine Schreibfeder-Hauptmanns-Gattin hätte werden können. Dann faßte ich mir ein Herz und nahm mir vor, förmlich um ſie anzuhalten. Es war an einem Sonntage des heiligen Timotheus. Die Sonne ſchien ſo brautwerberiſch freundlich nieder; ich ſagte zu mir ſelbſt: „die Witterung iſt dieſem Unternehmen günſtig! mache dich auf, Moritz, und halte an, ehrſamlich und geſetzt, um die Wittwenkaſſen-Controlleurs-Tochter, damit es dir wohl gehe

wenn auch nicht auf Erden, doch oben im Himmel!" Ich machte mich also auf, machte meinen Kasten auf, zog den schwarzen Gast=, Audienz=, Scherven= und Bratenrock an, weiße Handschuh und Manschetten, und gieng. Auf dem Wege lehrte ich mir eine zierliche Rede ein, machte mich auf alle Ein= und Auskommungsfragen des Wittwenkassen=Controlleurs, und auf ein Halbdutzend Schamröthen der Tochter gefaßt, und nahete mich mit hörbarem Herzklopfen dem verfängnißvollen Hause, aus dessen erstem Geschoß der Gott Amor sein Geschoß auf mich anlegte. Ich warf noch einen Blick auf meinen netten Anzug, da galoppirte ein Cavallerie=Offizier so schnell vorüber, als ob er eben muthig retirirte, bespritzte meinen Anzug ein bedeutendes, und warf noch obendrein einen Handkuß in dasselbe Erdgeschoß hinauf. Es wurde mir ganz flau zu Muth; einen schwarzen Frack mit Koth bespritzt, kann man nicht produziren, und ein Mädchen, dem ein Cavallerie=Offizier einen Handkuß zuwirft, ist auch meine Heirathspassion nicht; ich kehrte um, nnd gieng nach Hause, zog den Werberrock und die Werbegedanken aus, und sah die Wittwenkassen=Controlleurs=Tochter nicht wieder. —

Geschah darauf, daß ich die Tochter eines Professors der Zoologie, eine etwas volle Blondine, ein erkleckliches liebte. Ich nahm bei dem Vater, der etwas kurzsichtig war, Privatstunden, und wir hielten eben bei der Lehre, daß das Thier eine reizbar gewordene und mit Empfindung begabte Pflanze

ſeye, als die blonde Profeſſors-Pflanze auch reizbar wurde; und als der gute Profeſſor mir bewies, daß das Streben der Naturforſcher dahin gehen müſſe, ſich der Natur, bei Anordnung ihrer Erzeugniſſe, ſo viel als möglich anzunähern, waren wir ſchon der Natur der Liebe ganz nahe gekommen. Wiederum war es an einem Sonntage des heiligen Epiphanias, als ich meinen ſchwarzen Bratenrock und meinen Brautwerbungshut anzog, und zu meinem Profeſſor gieng, um ſchnurſtracks um die Hand ſeiner Tochter anzuhalten; ich ſtand ſchon vor dem kleinen entlegenen Häuschen, wollte eben die Klingel ziehen, da warf der Wind vom Dachſtübchen des Häuschens, in welchem der Profeſſor mehrere ausgeſtopfte Vögel und Thiere hatte, eine strix urulata zu meinen Füßen nieder. Ich ſah hinauf, und es ſchien mir, als ob zwiſchen den ausausgeſtopften Köpfen ſich auch einige lebende befanden; ich zog mich zurück und lauſchte, und da ergab es ſich wirklich, daß meine Profeſſorstochter mit einem naturforſchenden Zögling ihres Vaters die angewandte Lehre über die Entwicklungsſtufen des Thiers privatiſirte, und mit Handzeichnungen dozirte. Nachdem ich nun noch die 230. Schlangen-Arten um eine vermehrt ſah, gieng ich nach Hauſe, zog meinen Werbungsrock wieder vom Leibe, ſtopfte meine Liebe mit Stroh aus und ſtellte ſie auf den Boden.

Ich habe mich hierauf noch oft mit vielem Fleiße verliebt; habe meinen Brautwerbungs-Rock noch an vielen Sonn-

tagen angezogen, aber immer bevor ich in das Haus trat, schnitt eine grausame Schicksalsparze den Faden meiner Liebe und das Bindband meiner Freite entzwei. Ich liebe so eben wieder ein himmlisches Wesen, eine Waise, die weder väterliches Vermögen noch Mutterwitz hat, und sie liebt mich gewiß wieder, denn ich habe zwei Gedichte an sie geschrieben, ihr drei Blumensträusse geschickt und eine Serenade gebracht.

O, die will, die muß ich heurathen. — —

Sonntags. Oculi St. Marcian.

„Johann! bürst' er mir meinen schwarzen Rock aus, ich muß ausgehen. Geschwind meine weißen Handschuh."

Nein, mit der ist es nichts. Da bin ich zum Glück noch dahinter gekommen! Ach! wen lieb' ich jetzt nur wieder geschwind?!

Legitimer Witz und illegitime Einfalt.

Wenn man ein Meſſer ſucht, findet man eine Gabel; wenn man einen verlornen Ring ſucht, findet man einen alten Hausſchlüſſel; wenn man eine unſchuldige Braut ſucht, findet man viele ſchuldige Koketten; wenn man die Wahrheit ſucht, findet man Irrthümer; wenn man den Stein des Weiſen ſucht, findet man tauſend Narrenspoſſen, und wenn man den vielſeitigſten Liberalismus ſucht, findet man die einſeitigſten, abgeſperrteſten Anſichten.

So iſt der menſchliche Geiſt von Natur aus linkiſch, täppiſch und unthunlich; man greift mit der linken Hand nach dem rechten Ohr; man macht ſeiner Parthei ein Compliment und ſtößt ihr dabei mit dem Hute die Naſe blutig; man will die Welt bekehren, und fängt damit an, ſie zu verkehren, man will das allgemeine Beſte, und giebt alles Gemeine zum Beſten; man will, daß alle Menſchen frei ſeyn ſollen, und iſt ſo

frei, dabei zu zeigen, daß es gar keine Menſchen auf der Welt giebt! man will, daß das Volk gar keine Steuer mehr bezahle, als die Steuer der Wahrheit, dabei ſteuert man von der Wahrheit immer mehr ab, und will doch, daß die Regierungen der Noth, der Peſt, dem Kriege ganz allein ſteuern ſollten; man will, daß ganz Deutſchland unter einen Hut komme, aber den Filz zu dieſem Hute will jeder aus ſeinen eigenen Wolle machen; man will eine neue Sonne über die Welt heraufführen, und macht den Entwurf zu dieſer Sonne bei einem übelriechenden Thranlämpchen!

Die Liberalen wollen der Gegenparthie das Haupt waſchen, und fangen damit an, die Fußſohlen zu reiben; ſie wollen das Herz der Ariſtokratie operiren, und legen das Operiermeſſer an ihre Hühneraugen! Die „Deutſche Tribüne" will die Prärogative des Adels bekämpfen, und thut es dadurch, daß ſie immer wiederholt: „die Ariſtokraten ſind einfältig." Wie kann man einem ganzen Stande eine Tugend ab- oder zuſprechen? Eben ſo gut könnte man ſagen: „Alle Redakteurs ſind beſcheiden und unparteiiſch," weil es einige dergleichen giebt; eben ſo gut könnte man ſagen: „Alle Frauenzimmer haben einen Schnurbart," weil es mehrere dergleichen giebt; endlich könnte man eben ſo gut ſagen, in allen Blättern der deutſchen Tribüne wäre nichts enthalten, weil manche ganz leer und weiß ſind. Der Redakteur derſelben hat aber ganz gewiß beſſere Waffen als den Einwand

der Einfalt. Alle Einfältigen ſind Ariſtokraten, das laß' ich eher gelten, aber das heißt noch nicht: alle Ariſtokraten ſind einfältig. Sind die Ariſtokraten wirklich einfältig, ſo iſt es unedel, es ihnen vorzuwerfen, denn Einfältigkeit iſt ein Geburtsfehler, es iſt ein Gebrechen wie die Taubheit, wie die Blindheit, es iſt ein Unglück, und über ein Unglück ſoll man nicht losziehen. Ich will weder einer einfältigen Ariſtokratie, noch einer ariſtokratiſchen Einfältigkeit das Wort ſprechen, aber wenn die deutſche Tribüne ihrer Sache dienen will, ſo bleibe ſie beim Weſentlichen, denn vom Adel überhaupt, der ſeinem Stande und ſeiner Erziehung nach die meiſte Bildung erhält oder erhalten ſollte, geradezu zu behaupten, es ſey durchaus einfältig, iſt eine Hypotheſe, die ſelbſt einer Advokaten-Seele zu ſpitzig wäre. Iſt aber der Adel wirklich einfältig, liebe deutſche Tribüne, ei, ſo wollen wir ihn um Gotteswillen nicht darauf aufmerkſam machen, er iſt ſonſt im Stande, und wird vielfältig, und was hätten wir dabei gewonnen? Wenn alle Ariſtokraten ſich herablaſſen wollten, auch geiſtreich zu ſeyn, was bliebe uns bürgerlich Geiſtreichen noch übrig? Wenn es denkbar wäre, daß ein Ariſtokrat drei Blätter redigiren könnte, und er behauptete: „die Bürgerlichen wären alle einfältig;" wie würden die Liberalen geſchrieen haben: „o wie einfältig!"

Die Einfalt kann dreifacher Art ſeyn: es giebt eine Einfalt des Geiſtes, eine Einfalt des Herzens und eine äſthetiſche

Einfalt. Wenn nun die deutsche Tribüne den ganzen Adel durchaus mit Einfalt dotiren will, so muß sie ihm auch die Einfalt des Herzens, diese erste und höchste aller Tugenden zusprechen. Einfalt des Herzens ist nichts anders als Naivetät, und die deutsche Tribüne müßte also auch sagen: die Aristokratie ist naiv! das Naive ist dem Politischen entgegengesetzt; das Politische werden wir zuweilen bewundern, das naiv Einfältige aber gewinnt uns immer durch Liebenswürdigkeit. Die deutsche Tribüne müßte also auch sagen: „die Aristokratie ist liebenswürdig, ich aber bin bewundernswerth!" Zum Bewundern ist es aber auch, wie die deutsche Tribüne nicht ermüdet, immer diese Waffe gegen die Aristokratie zu gebrauchen, gleichsam als ob es keine andere gäbe. Die dritte, die ästhetische Einfalt, ist dem Künstlichen entgegengesetzt; das ästhetisch Einfältige sucht nicht gewaltsam die Aufmerksamkeit an sich zu reissen, also in diesem Punkt ist die Aristokratie wirklich einfaltiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt sucht ihren Zweck nie auf Nebenwegen zu erschleichen, da ist vielleicht die Aristokratie wieder einfältiger als manches liberale Journal; die ästhetische Einfalt, sagt ein großer Philosoph, geht mit der Unschuld verloren; wenn man also der Aristokratie die höchste Einfalt zuspricht, so muß man ihr auch die höchste Unschuld zugestehen, diese höchste Unschuld aber besteht darin, daß man gar keines Blattes bedarf.

Endlich spricht die deutsche Tribüne auch vom Witz, und

ſagt: es gäbe keinen legitimen Witz. Es ſcheint aber grade im Gegentheil als ob es keinen illegitimen Witz gäbe, denn der Witz muß ſeine Erblichkeit wenigſtens von einer Seite legitimiren: man muß Mutterwitz haben, um wirklich witzig zu heiſſen.

Ja der Witz iſt ſchon deßhalb eher ein Kind der Legitimität, weil er die entgegenſtrebendſten Sachen zu vergleichen ſucht, während die Kinder der Illegitimität im Gegentheile alle Sachen zu trennen und gegen einander in Streit zu bringen ſuchen. Jeder Witz iſt legitim, denn gleich bei ſeinem Erſcheinen legitimirt er ſich durch ſich ſelbſt, daß er ein Recht hat witzig zu heiſſen. Uebrigens wenn ich hier die Parthei des Witzes nehme, ſo geſchieht es mit deſto gröſſerer Zuverſicht, weil mich niemand beſchuldigen wird: ich führe meine eigene Sache. Der Witz kann aber in einem Augenblick legitim und illegitim ſeyn, für und gegen eine Sache ſeyn, eine und dieſelbe Sache und ſogleich auch ihr Entgegengeſetztes ergreifen und damit ſpielen, und ein tertium comparationis finden, alle Extreme in ein Scheinverhältniß zu bringen, und ſich über ſie und mit ihnen zu beluſtigen. Der Witz iſt pro und contra, legitim und illegitim, das eben iſt der Witz. Wenn man z. B. fälſchlich ſagen wollte: die „deutſche Tribüne," das „Oppoſitionsblatt" und das „liberale Deutſchland," ſind eine heilige Dreifaltigkeit, ſo wäre das ein illegitimer Witz; wenn man aber ſogleich daraus fälſchlich folgern woll-

te, folglich iſt jedes Einzelne eine Ariſtokratie, d. h. (nach der deutſchen Tribüne) eine Einfältigkeit, ſo wäre dieß ein legitimer Witz.

Wenn ich ſagen wollte, man hat lange geſtritten: ob die alte oder die neue Zeit beſſer iſt, endlich iſt es entſchieden, daß beide nichts taugen; zum Beweis leſe man „die alte und die neue Zeit," ſo iſt das illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: „die alte und die neue Zeit" wird der Regierung von namenloſem Nutzen ſeyn, weil ſie keinen Namen an der Spitze trägt; ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: die liberalen Blätter wollen das Beſte der Nationen; denn das Beſte, was die Nationen haben, iſt das Geld, und das wollen die liberalen Blätter haben, ſo iſt das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: die liberalen Blätter wollen das Wohl der Regierung, d. h. ſie wollen gerne verſuchen, wie wohl es thut, ſelbſt zu regieren, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner ſage: die Münchener politiſche Zeitung, welche die patriotiſchen Artikel immer am Ende ihrer Zeitung bringt, ſetzt das Intereſſe des Vaterlandes hintenan, ſo iſt dieß ein illegitimer Witz; wenn ich aber ſage: die Münchner politiſche Zeitung ſchreibt für die Regierung ohne alles Intereſſe, ſo iſt das ein legitimer Witz. Wenn ich fortfahre zu ſagen: der Münchner Cenſor iſt der deutſchen Tribüne das, was die deutſche Tribüne dem Budget iſt: nämlich eine Ausſtreichungs-Maſchine, ſo iſt das ein illegitimer Witz; ſage ich

aber, die deutsche Tribüne sucht sich durch dieses doppelte Ausstreichen nur selbst herauszustreichen, und sie gewinnt, da sie die Censurlücken weiß läßt, durch die Censur täglich an Weisheit, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich sage: die Münchner Sanitäts-Commission („gäb's anders dergleichen," sagt Caspar im Freischütz) ergreift deßhalb gar keine Anstalt gegen die Cholera, weil wir alles, was von Oestreich kommt, ohnehin in Commission nehmen, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: sie thut deßhalb nicht das Mindeste gegen diese Gefahr, weil sie unsere Constitution für unantastbar und unsterblich hält, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich sage: das Gesetz der Ministerverantwortlichkeit säumt sehr lange, und erscheint am Ende vielleicht doch ungesäumt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber sage: so lange zu zögern, ist nur die Sache eines Ultra-Liberalen, nur die Ultra-Liberalen haben ein Recht, Ultra-Faullenzer zu seyn, besonders wenn sie so viel dafür thun, daß durch Nichtsthun alles gethan sey, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich noch nicht aufhöre und sage: der Geburts-Adel ist jetzt der Positiv, der Geld-Adel der Comparativ, und der Geistes-Adel der Superlativ in der Welt, so ist das ein illegitimer Witz; wenn ich aber ferner sage: sehr oft muß dieser Superlativ dem Comparativ ein Compliment machen, um irgend etwas positiv zu seyn, so ist das ein legitimer Witz. Wenn ich ferner sage: man soll der Regierung kein Geld zum Bauen bewilligen, denn die Regierung ist im Stande, und beschäftigt damit brodlose Menschen;

wenn die brodlosen Menschen beschäftigt sind, so schlagen sie den Deputirten keine Fenster ein; wenn man den Deputirten keine Fenster einschlägt, so können sie die Glaserer nicht beschäftigen; wenn ich also sage: man gebe der Regierung kein Geld zum Bauen, damit man seine Ortsglaserer beschäftigen kann, so ist das ein illegitimer Witz. Wenn ich aber sage: die Regierung muß bauen und zwar auf die Liberalen, weil die alle Gründe der Welt für sich allein vindiziren, so ist das ein legitimer Witz, u. s. w. u. s. w.

Man sieht also, daß selbst schlechte Witze beidlebig seyn können, wie viel mehr muß erst der wahre, ächte, glänzende Witz sich in beiden Elementen, der Legitimität und Illegitimität, bewegen können?

Gedankenlose Gedanken über gegenstandlose Gegenstände.

1.

Sporadische Sprechruhr.

Man sagt, die Sprache ist ein Geschenk der Gottheit, ich glaube, sie ist ein Geschenk des Teufels! Vom Sprechen kommt uns alles Unglück. Wenn es keine Sprache gäbe, so gäbe es keine Verläumder, keine Zwischenträger, keine Aushorcher, keine geheime Polizei, keine widersprechenden Frauen, keine Großsprecher, keine leeren Versprechungen, keine Ansprüche, keine Gardinen-Predigt, keine Thronrede, keine Sprachforscher und endlich keine Sprecher in den Kammern!

Die Deutschen haben all ihr Lebtag ihre Zunge nur einseitig gebraucht, d. h. zum Trinken, aber nicht zum Sprechen; sie haben ihre Angelegenheiten betrunken und nicht besprochen, deßhalb sind sie viel früher mit ihnen fertig geworden, denn

man hat eher ausgetrunken als ausgesprochen. Jetzt hat sich das geändert, früher hat der Deutsche überall dreingeschlagen jetzt fängt er an, überall dreinzusprechen. Das Zungenrecht verdrängte das Faust- und Säbelrecht. Das französische Miasma hat uns die Sprechruhr mitgetheilt; ihre Symptome sind ganz die, wie bei der Brechruhr: Eingenommener Kopf (manchmal von sich selbst), Anfälle von Schwindel, Geschmacklosigkeit im Munde, ein Drängen zum Stuhle, nämlich zum Rednerstuhle, und eine Entleerung nach oben aus wässerigen Flüssigkeiten.

Diese Sprechruhr, die zum Troste nur sporadisch ist, soll auch ihren Ursprung in großer Gemüthsbewegung und Leidenschaften haben. Zum Glück ist diese Sprechruhr nicht tödtend, denn der davon Befallene tritt sogleich in einen bedeutenden Schweiß und genest durch sich selbst; und das um so eher, da sich die Sprechruhr-Kranken gegenseitig aneinander reiben, und Reibungen auch bei der Brechruhr angewendet werden müssen.

Die Brechruhr pflegt aber nur 4 — 6 Wochen an einem Orte zu grassiren. Die Sprechruhr ist hartnäckiger, sie verweilt oft ein Jahr lang an einem Ort, das kömmt von der Diät! —

2.

Die Münchner Eos und die Freinächte.

Die Münchner „Eos" predigt gegen die Freinächte; da hat sie für sich recht; da sie als Aurora schon mit Tagesanbruch aus dem Bette muß, so will sie zeitlich schlafen gehen. Allein den Münchnern lasse die fromme Eos nur ihre Freinächte. Mein Gott, wir Menschen haben ja ohnehin keinen freien Tag, sollen wir noch keine freien Nächte auch haben? Die fromme Eos spricht von einem „strafenden Finger Gottes, der an das Haus Bayern klopft," und die gute Eos meint, der strafende Gottesfinger habe auf der lieben Welt nichts anders zu thun, als an das Haus Bayern zu klopfen, daß man keine Freinacht halte. Es giebt so viele Häuser, an die der strafende Finger Gottes viel früher und stärker zu klopfen hätte, daß an Bayern die Reihe gar nicht kömmt, und hat die aufhorchende Eos den Finger wirklich klopfen gehört, so hat das Klopfen nicht geheißen: „Haltet keine Freinächte mehr!" sondern: „Haltet keine Eos mehr!"

Die Eos ruft in ihrem heiligen Jonas-Zorn Gottes Gericht herab über unser liebes Ninive und schreit:

„Gräber der Alten, öffnet euch!"

Seit wann iſt es ein Geſchäft der goldfingerigen, heitern Morgenröthe, die Todten auszugraben? Liebe Eos, laſſen Sie uns unſere Freinächte noch, wo man ſich, wie Sie ſagen: „bis am Morgen abmattet;“ dafür geben wir zu, daß Sie ſich alle Tage bis am Abend abmatten.

3.

Die Schulpolitik.

In Preußen iſt verboten worden, in den Schulen von Politik zu ſprechen. Ich weiß nicht, von welchen Schulen die Rede iſt, ob von den Läſterſchulen oder Reitſchulen. Auf jeden Fall ſollte man nicht nur verbieten, in den Schulen von Politik zu ſchwatzen, ſondern ſtrenger ſollte man noch verbieten, in der Politik aus der Schule zu ſchwatzen!

Als Heine's Reiſebilder in Berlin verboten wurden, ſchrieb ihm ein witziger Mann aus Berlin: „Ihre Reiſebilder hätte man nicht zu verbieten gebraucht, ſie wären ohnehin geleſen worden.“ Zu was braucht man den Schulen die Politik zu verbieten, es beſchäftigt ſich ohnehin jetzt jedes Kind ſchon mit Politik.

4.

Paskewitsch der Polenbesieger.

Es stand da ein Baum, ein kräftiger, erhabener, und streckte die Riesenarme hinauf zum heitern, wolkenlosen Himmel. An einem Zweige hing ein Apfel, eine herrliche Frucht, rothgeküßt vom lieblichen Sonnenstrahl, und gezeitigt an dem Odem des Morgenwindes. Da gelüstete gar Manchem, den Apfel herunterzuschlagen und ihn zu verschlingen. Aber der Apfel hing hoch und hing fest. Da kamen die Gartendiebe und Baumfrevler und hieben mit Stöcken und Stangen nach dem herrlichen Apfel und schleuderten Steinwürfe nach der lockenden Frucht. Aber die großen Diebe und langen Reken sprangen umsonst nach diesem Apfel in die Höhe, er blieb hängen und sie zogen ab. Allein nach und nach war der Apfel doch immer mehr vom Stengel gelöst worden, denn die unaufhörlichen Rottenstürme haben zu sehr daran gerüttelt, und er hing nur noch an einer dünnen Faser am Zweige. Da kam ein aufgeblasenes Zwerglein einher und machte einen Bocksprung und niesete gegen den Apfel hinauf, und das dünne Fäserchen riß und der herrliche Apfel fiel dem Zwerglein in den Rachen. Da riefen die Jungen und die Blöden,

die Dummköpfe und die Laffen ringsherum: „Vivat! der Held! der große Mann! der Unbezwingbare! der Apfelbezwinger!“ — Paskewitsch erobert Warschau! —

Lesers Leiden durch politische Sprüchwörter.

Es gab einmal eine Zeit, über welche sich schon Jean Paul beklagte, und in welcher man nicht zwei Seiten lesen konnte, ohne auf ein literarisches Sprüchwort zu stoßen. Die deutschen Schriftsteller benagten die Wolfszähne dieser Sprüchwörter, um die eigenen Autorzähnlein zum Durchbruch zu bringen. Alle Augenblicke lasen und hörten wir die fetten Sprüchwortsweiden:

„Man sieht den Wald vor lauter Bäumen nicht!"

oder: „Nicht allen Bäumen verlang' ich eine Rinde gewach-
„sen!"

oder: „Es giebt mehr Dinge zwischen Himmel und Erde,
„wovon sich unsere Philosophie nichts träumen läßt."

oder: „Es will der Topf von Eisen mit einer goldnen Zange
„aus dem Feuer gehoben werden."

oder: „Der Menſch iſt dem Menſchen immer lieber noch als „ein Engel!“

Die deutſche Schriftſtellerei hörte nicht auf, dieſe Sentenzen-Eier unaufhörlich zu begackern.

Eben ſo geht es jetzt in unſerer journaliſtiſch-politiſchen Welt mit den politiſchen Sprüchwörtern. Hat irgend ein ausgezeichneter Mann ein bedeutungsſchweres Wort ausgeſprochen, huſch, da kommen die Journaliſten, Freiheitsmänner, und ſchnappen dieſe Apropos-Geburt auf, und wiederkäuen ſie aus einem Leſemagen in den andern, und werfen ſich dieſen Fangball immer und ewig wieder zu, und zerbeißen dieſes politiſche Sprüchwort, bis es ganz zerfaſert, zerfetzt und unkenntlich geworden. Sie nehmen es Morgens zum Frühſtück, tragen es als Kräuterſäckchen auf der Bruſt, brocken es in die Mittagsſuppe, genießen es zum Abendbutterbrod und legen ſich darauf zu Bette.

Lafayette hat von einem

„monarchiſchen Thron mit republikaniſchen Inſti-
„tutionen“

geſprochen. Wie vielmal haben uns ſeitdem deutſche, franzöſiſche und engliſche Blätter und Redner dieſen monarchiſchen

Cotillon mit republikaniſchen Figuren vorgetanzt? Wie die Fröſche nach dem Regen ſprangen in allen Blättern dieſe Lafayettiſchen monarchiſchen Halbſtiefel herum. Man hörte ſechs Monate lang nichts als den ewig fortrollenden Widerhall des monarchiſchen Throns mit republikaniſchen Inſtitutionen. Sprachen unſere Journaliſten vom Malzaufſchlag oder Freiheit, von Cenſur oder Lederfabriken, immer hing ihnen dabei die ſchlank gewachſene Redensart:

„ein monarchiſcher Thron, von republikaniſchen Ge-
„ſinnungen umgeben,"

wie Maccaroni und Parmeſan über die Lippen herunter.

Späterhin hatte Ludwig Philipp den unglücklichen Gedanken, einen guten Gedanken zu haben; er zog dieſem Gedanken ein einfaches Redekleid an und ſagte:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!"

Welch ein königlicher Braten für die Küche der journaliſtiſchen Literatur! Kalt und warm, trocken und mit Brühen, im Ganzen und kleingehackt, mit Fricaſſee und Bonbons ſchnitt man den Leſern und Hörern dieſe Wahrheitskarte oder Kartenwahrheit vor. Alle deutſchen Redner begannen ihre Reden mit dieſem conſtitutionellen Vater-Unſer, endeten da-

mit und ſtreueten es zum Ueberfluß noch in die Rede ſelbſt hie und da ein, wie eine verliebte Köchin das Salz in die Suppe. Es legt ſchon keine Karten-Aufſchlägerin in Deutſchland die Karte mehr, ohne dabei pathetiſch auszurufen:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!“

Ich kaufte dieſe Woche eine Karte von Polen, wie es noch ein Königreich war, und eine innere Stimme rief mir zu:

„Die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!“

Es wundert mich, daß Hr. Carl in Wien, der ewige Staberl, noch kein Stück geſchrieben hat:

Staberl als „die Karte wird eine Wahrheit ſeyn!“

Späterhin hatte Ludwig Philipp noch einmal den unglücklichen Einfall, einen ganz geſunden und geſcheiden Ausdruck:

„la juste milieu“

zu gebrauchen.

Himmel, wie oft iſt dieſe „juste-milieu“ im Ernſt und im Hohn nachgeſprochen worden! Man konnte keine Buch-

ſtabengaſſe paſſiren, ohne auf einen juste-milieu-kranken Witz zu ſtoßen! Man mochte vom Kaiſer von China oder von Borsdorfer-Aepfeln, von Alexander Humboldt oder von Nürnberger Lebkuchen ſprechen, man mußte immer eine fade Anſpielung auf die juste-milieu hören!

Nach dieſer „juste-milieu-Seuche“ kam die unausſtehliche Epidemie des

„Prinzips der Nichteinmiſchung!“

Ich glaube, es giebt in ganz Europa kein Journal und keinen Weinreiſenden, keinen Satyriker und keinen Friſeur, der nicht einige hundert ſchlechte und gute Witze über dieſes Prinzip der Nichteinmiſchung machte. In Liebes- und Geldangelegenheiten, beim Spiel, in den Kammern, in Spitälern, kurz überall wird bei der geringſten Veranlaſſung der aus- und abgekochte Spaß: „ich miſche mich nicht ein!“ noch einmal bei den Haaren herbeigeſchleppt und zu einem neuen Witz ausgepeinigt.

So fiel einem Manne ein, ein kleines Büchlein zu ſchreiben:

„Was uns noth thut.“

Das war ein Signal zu tauſend ſchwere Noth! Nun

hat man ſeine Noth mit der lieben Noth! Nun leſen wir in allen Journalen General- und Spezial-Nöthen!

„Was thut Deutſchland noth?“

„Was thut unſerer Zeit noth?“

„Was thut Oeſterreich noth?“

„Was thut dem Bundestag noth?“

„Was thut Bayern noth?“

Aber unſerer Zeit und Deutſchland und dem Bundestag und Oeſterreich und Bayern thäte nichts anders noth, als daß man nicht frage, was thut ihnen noth! Den Journalen thut es noth, daß den Staaten etwas noth thue, denn thäte den Staaten gar nichts noth, ſo geriethen die Journale in Noth! Die Staaten aber würden niemals fragen:

„Was thut den Journalen noth?“

ſondern ſie fragen:

„Was thut die Noth der Journale?“

Wenn man dieſen papiernen Nothhelfern folgen wollte, ſo müßte man aufhören, Menſch zu ſeyn, um ein Thier zu werden, denn das thut den Menſchen noth!

So zum Beiſpiel leſen wir in einer ſolchen Nothgeburt:

„Es thäte den Bayern noth, daß ſie aufhörten,
„Bayern zu ſeyn, um Deutſche zu ſeyn!“

Ich zweifle, ob einer patriotiſchen Seele dieſe Noth klar geworden iſt! Man ſoll am Ende kein Oeſterreicher, kein Bayer, kein Preuße, kein Würtemberger u. ſ. w. ſeyn, um ein Deutſcher zu ſeyn. Das iſt der grade Weg, alle Nationalität mit Kolben todtzuſchlagen. Die verſchiedenen abgeſonderten Farben des Regenbogens machen den Regenbogen aus. Nun würde man fragen:

„Was thut dem Regenbogen noth?“

und würde vielleicht hören müſſen: Dem Regenbogen thut noth, daß alle ſeine Farben ineinander fließen, daß alles eine Farbe ſey! — Am Ende könnte man dieſe Univerſalität ſo weit treiben und ſagen: Der Menſch muß aufhören, ein Vater, oder ein Bruder, oder ein Sohn, oder ein Gatte zu ſeyn, um ein Stadtbürger zu werden. Dann muß er aufhören, Stadtbürger zu werden, um Vaterlands-Mann zu heißen; dann muß er aufhören, Vaterlands-Mann zu ſeyn, um Deutſcher zu heißen; dann muß er aufhören Deutſcher zu heißen, um ein Europäer zu ſeyn! Ein Europäer aber iſt auch nur ein Theil des Ganzen, er muß auch aufhören Europäer zu ſeyn, um ein Cosmopolit zu ſeyn, ein Amerikaner, ein Aſiat u. ſ. w.

Nach diesem System thäte es also Bayern noth, daß der gute ehrliche Hausvater in der Kaufingerstraße zu München aufhörte, ein Münchner Bürger, ein Vater seiner Kinder, ein Gatte seiner Frau, endlich ein guter biederer Bayer zu seyn, um — ein Afrikaner zu werden!!!

Das ewige Gefasel, Deutschland unter einen Hut zu bringen, kann nur zu der wahren Bemerkung Anlaß geben, daß nur grade Deutschlands Insichgetrenntseyn es bis jetzt vor völliger Unterjochung durch Feind und Krieg gerettet und geschützt hat. Wäre Deutschland ein Staat, so wäre es längst den Invasionen zu Raub und fremder Zwingherrschaft Beute geworden.

Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera.

(Phantaſie.)

I

Auf dem glänzenden Throne zu Petershof ſaß der huldreichſte aller Zaaren, und um ihn die geadelten und beſternten Oberſklaven des Reichs. Und der oberſte Oberſklave mit dem großten Sterne fiel auf die Knie und ſprach mit zittender Stimme: „Großmächtigſte, übergnädigſte Majeſtät! Aus dem Lande der verfluchten Rebellen, der Zaar und Gott möge ſie verdammen, kamen traurige Bothſchaften! die Empörer beweiſen einen niederträchtigen Muth! Nicht nur das allein, ſondern ſelbſt die polniſchen Juden, der Zaar und Gott möge ſie verdammen! ſogar die Juden in Silnec geben alles Silber und Gold her, um ihrem Vaterlande, wie dieſe Judenhunde es nennen, nützlich zu ſeyn!

Der huldreichſte der Zaaren antwortete nichts und lächelte milde. Da nahte ſich ein zweiter beſternter Oberſkave,

und fiel auf die Knie, und sprach: „Großmächtigste, übergnädigste Majestät! Schon wieder schlimme Nachrichten aus dem Lande der verfluchten Rebellen, von den Polen, der Zaar und Gott möge sie verdammen! die Judenhunde in Warschau, sie arbeiten als Municipalgarden an den Wällen Warschau's mit einem eben solchen hochherzigen Patriotismus, wie die polnischen Bluthunde es nennen, gleich den andern Einwohnern!"

Der huldreichste der Zaaren lächelte milde und sprach: Gott und die heilige Jungfrau werden auch hier meine Brust füllen mit himmlischer Gnade. Ich liebe auch die polnischen Juden, wie alle meine geliebten, aber leider irregeleiteten Unterthanen. Weil ich aber jetzt in meiner väterlichen Liebe nicht bis zu den polnischen Juden reichen kann, so nehme man alle arme Juden in Kurland, und schicke sie nach Sibirien; Männer, Weiber, Greise, Kinder, Säuglinge und Kranke! Gott und die heilige Jungfrau werden meinem väterlichen Herzen ferner alle Milde einflößen, die ich allen meinen geliebten Unterthanen so gerne angedeihen lasse!"

Da beugten die Oberſklaven alle das Knie und segneten den huldreichen und väterlichen Herrn!

Und die Eilrenner brachten die huldreiche Sentenz nach Kurland, und die thätigen Verweser des göttliches Rechtes waren sehr emsig! Aufgepackt wurden die Juden alle,

die kein Geld haben, und hinausgestossen nach Sibirien. Der Kranke wird vom Lager gerissen; die Wöchnerin aus dem Bette, und das Kind vom Busen der Mutter, damit die väterliche Huld ihnen kund werde. Sie werden geneckt, geschimpft, gestossen, gehetzt, gepeitscht, geknebelt, gepufft, gezwickt, gekneipt, man speit ihnen ins Angesicht, und man reißt ihnen die grauen Bärte aus, damit die väterliche Huld ihnen kund werde.

Itzig Salomonowsky, ein armer, armer Jude, hat erst geheurathet die junge, schöne Rebekka, die früher den Bitten des Podalnik kein Gehör gegeben hat. Der Podalnik bindet nun dem Itzig Salomonowsky und der Rebekka Hände und Füße, und wirft sie auf einen Karren, und führt sie selbst aus der Stadt, und er höhnt die Gebundenen, und schlägt ihnen in's Gesicht, und er sagt: „nun schöne Rebekka, Hundjüdin, ist dir der Podalnik noch nicht koscher? möchtest du den Podalnik nicht küssen, schöne Rebekka? „und er drückt seinen geifertriefenden Mund auf die Rosenlippen der gebundenen Jüdin, und schnalzt mit dem Mund und sagt: „Nun, Itzig Salomonowsky, was rufst du nicht an den Gott Abraham? Ja, Itzig Salomonowsky, der Gott Abraham kann nichts machen gegen den Podalnik!" Der schönen Rebekka strömten die Thränen über die bleichen, reizgeformten Wangen, und ihr Busen hob sich unter schweren Seufzern, und ihre süßen Lippen bewegten sich im stillen Gebete zum Gotte Abrahams,

zum Gotte ihrer Väter. Aber die Hände falten konnte sie nicht, denn sie waren ihr fest gebunden, und Füße und Körper eben so. Und der Podalnik riß ihr die fromme Haube vom Kopfe, daß ihr schwarzes Haar hervorquoll, und in nächtlichen dicken Wellen um den weißen Hals fiel.

„Schöne Rebekka," sagte der Podalnik, und wühlte mit den Schlangenfingern in dem Reichthum der Haare; „schöne Rebekka, grausame Jüdin, hast du doch Haare, schwarz wie Ebenholz, und weich wie Seide, was willst du machen in dem leblosen Sibirien mit solchen Haaren? Gieb es zum Andenken dem Podalnik, den du verschmähst, daß er sich mache daraus ein Kopfkissen. Willst du nicht, schöne Rebekka?" und mit höhnischem Lachen wickelt er die langen, langen Flechten um die Schergenhand und schneidet mit seinem Messer sie hart am Kopfe weg, so daß die Schädelhaut mit abgieng!

Itzig Salomonowsky wand sich in ohnmächtiger Wuth, und Rebekka weinte heftiger, und den großen Augen entquollen bittere Thränen, und ihre Rosenlippen bewegten sich im schmerzlichen Gebet zu dem Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter!

„Schöne Rebekka," sagte der Podalnik wieder, „hast du doch Zähne, weiß wie sybirischer Schnee, und fein geformt wie die Perlen in der Krone der Zaarin. Gieb mir, schöne

Rebekka, zum Andenken ſechs Zähne, daß ich ſie meinen Kindern umhänge, wenn ſie ſelbſt Zähne bekommen. Willſt du nicht, ſchöne Rebekka?"

Und mit teufliſchem Lachen brach der Podalnik der ſchönen, wehrloſen Jüdin ſechs Zähne aus dem blühenden Mund, daß das Blut herabquoll auf den weißen, halbentblößten Buſen.

Immer heiſſer rollten die Thränen der ſchönen Rebekka, ſie ſtöhnte ſchmerzlich auf, und aus den blutigen Lippen ſtieg ein inbrünſtig Gebet zum Gotte Abrahams, zum Gotte ihrer Väter, und die großen ſchwarzen Augen kehrten ſich ſtummklagend gegen den Himmel.

„Schöne Rebekka, grauſame Rebekka," ſagte der Podalnik wieder, „haſt du doch Augen, klar wie das Rennthier, funkelnd wie der Abendſtern der Mitternacht; was willſt du machen in Sibirien mit ſolchen großen Augen, ſchöne Rebekka? ſie werden doch geblendet von blinzendem Schnee, und getrübet vom bittern Weinen. Gieb, ſchöne Rebekka, deine Augen dem Podalnik, daß ich ſie als koſtbare Knöpfe kann befeſtigen an meine Knute, zum ewigen Andenken an dich! willſt du nicht, ſchöne Rebekka?"

Und er nimmt sein Messer, und sticht der schönen, gebundenen Jüdin heraus die zwei großen, schwarzen, thränengefüllten Augen, und er legt mit teuflischem Gelächter die zwei Augen auf die Augen von dem gebundenen, wehklagenden Juden, und er sagt: „Nun Itzig Salomonowsky, da hast du die süßen Angen deiner schönen Rebekka, nicht wahr, der Podalnik ist ein gutherziger Mann, du Bluthund?"

Die schöne Rebekka aber konnte nicht mehr beten, nicht mehr weinen, die schönen, zarten Glieder zuckten krampfhaft in den festen Stricken, und ihr Herz zuckte und schlug hoch im letzten Todeskampf auf.

„Schöne Rebekka, grausame Rebekka!" sagte der Podalnik wieder, „hat doch endlich der Podalnik gemacht schlagen dein grausames Herz? Was willst du machen mit dem Herzen in Sibirien, wo sein rother Saft wird zusammenlaufen und stocken wie gestandene Milch? Schenke, schöne Rebekka, dein Herz dem Podalnik, daß er es als Schlittengehänge umthue seinem Rennthiere am festlichen Tage!"

Und mit Lachen stößt der Podalnik sein Messer in die Brust der schönen, gebundenen Jüdin, und mit einem: „Höre mich Gott meiner Väter!" entflieht ihre Seele der schönen gemarterten Hülle.

Und der Podalnik wendet das Meſſer um und wieder um in dem Herzen der entſeelten, ſchönen Rebekka, und er zieht es heraus, und wiſcht das bluttriefende Meſſer ab an dem greiſen Barte des gebundenen Itzig Salomonowsky, und ſpricht: „Einen ſchönen Gruß, mein lieber Itzig, von der ſchönen Rebekka, ſie will nicht mit euch gehen nach Sibirien, ſie will bleiben bei ihrem Podalnik, fragt ſie nur ſelbſt, mein lieber Itzig, und ſie wird's euch ſagen!" Und der Podalnik fletſcht lachend die Zähne, ſchneidet die Bande des Juden auseinander, wirft ihn hinunter von dem Karren, und ſagt: „Jetzt geh, du jüdiſcher Hund, geh hin zu deinen Brüdern, dort ziehen ſie alle hin mit Heulen und Zähnklappern, nackt und brodlos, hungerig und froſtleidend, und die kleinen Kinder trinken aus der verſiegten Mutterbruſt Blut ſtatt Milch!" Und der Podalnik zieht hohnlachend auf der einen Seite von dannen, und auf der andern Seite erſchallt das Winſeln und Klagen und das Jammergeſchrei von tauſend elenden, hülfloſen, ausgeſtoſſenen Menſchengeſchöpfen.

Doch nicht das Hohnlachen des Podalnik dringt zu dem Throne des huldreichſten der Zaaren; nicht das Winſeln und nicht das Zettergeſchrei der gemißhandelten Menſchheit ſchlägt an die Himmelsdecke des Thronſaales zu Peterhof! Höher aber, als der Thron zu Peterhof, wohnt ein Weſen, Gott genannt; und höher gewölbt, als die Decke des Thronſaales zu

Peterhof, ist der Himmel, der Thronsaal Gottes; und an diese Wölbung schlugen an und brachen sich das Hohnlachen des Podalnik und das Wehgeschrei der gemißhandelten Juden, und der Wehruf der geschlachteten Polen, und die Anklage der zertretenen Menschheit.

Gott aber, der da ist der einzige Selbstherrscher im Himmel und auf Erden; Gott aber, der ist lauter Liebe und Gnade, Gott, der da hört mit gleichem Wohlgefallen das Gebet in der Kirche, wie in der Synagoge, im Tempel wie in der Moschee, der das Haar im Barte des Bettlers eben so beachtet, als die gesalbten Locken des Herrschers, Gott hörte das Hohnlachen und Winseln und Weherufen, und sein göttliches Auge zuckte zornig zusammen, und tausend Sonnenwelten zitterten in ihren ewigen Kreisen, und er berief seine fürchterlichste Rachegeißel vor seinen Thron, und sie erschien, angethan mit Entsetzen, und umgürtet mit Moderduft. Schrecken und Angst giengen vor ihr her, Tod und Verwesung giengen ihr zur Seite, und Oede, Grabesstille und schauerliche Verwüstung folgten ihr nach, und Gott nannte sie: „Cholera." Und Gott sagte: Fleuch hinab, stummer Herold meines Grimmes, und ziehe ein, in die Knochenhäuser, Menschen genannt, damit sie inne werden, daß der Herr herannahe, in seinem Zorn ob der gemißhandelten Menschheit, ob des geschändeten

Völkerglücks! damit sie Einhalt thun dem Unterdrücken, dem Würgen, dem Schlachten; dem Freiheitsblutsaussaugen aus den angeschwollenen Volksadern, und dem Einhauen des despotischen Eberzahnes in das gesunde Fleisch des Lebens!

Da schlug die Geißel Gottes die schwarzen Fittige zusammen, und rauschte hernieder über das beglückte Rußland, und hauchte ihren Odem hin über die Sclaven bevölkerter Steppen, und Leichenhügel auf Leichenhügel thürmten sich zu Zorn- und Warnungs-Pyramiden der ewigen Vorsehung auf.

Allein noch war diese Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug; man glaubte die Cholera habe eine heilige Scheu vor Rang und Stand, und neue Polenwürger rückten aus. Da schlug die Geißel Gottes zum zweitenmale die schwarzen Fittige zusammen, und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglase ab, und der Türkenheld, der Bergbezwinger Sabalkansky — war gewesen! Die Weichsel war sein Rubicon, und er wurde da begraben, wo er seinen Ruhm begraben.

Allein noch war diese Sprache der ewigen Rache nicht deutlich genug, man glaubte wenigstens auf den höchsten Höhen sicher zu seyn und neue Freiheitswürger zogen aus. Da

ſchlug die Geißel Gottes zum drittenmale die ſchwarzen Fittige zuſammen und nur achtmal rann ein bischen Sand vom Stundenglaſe ab, und der Dionys von Warſchau war geweſen!

Und über Petersburg kreiſete nun die Geißel Gottes und ihr verzehrender Hauch verſengt noch einmal zur Warnung Europa's den Saum vieler Länder, und ſie ſchüttelt drohend hin nach dem Stephansthurm zu Wien, nach der Notre Dame zu Paris, nach der Weſtmünſterabtei zu London und nach dem Dom in Berlin und ſie ſpricht:

„Ihr Herrſcher der Erde, eingeſetzt vom ewigen Richter zu ſeinem geſalbten Statthalter hienieden, angethan mit göttlicher Macht! In euere Hand hat Gott gegeben das Wohl der Völker und das Glück der Nationen, auf eure Schulter gelegt die Wohlfahrt der Menſchheit und den Segen der Welt.

Wohlan, thut Einhalt dem ſyſtematiſchen Abſchlachten einer Heldennation, laßt das Geſchrei der unzähligen, unſterblichen Opfer der Freiheit von der großen Schädelſtätte Polens zu euern fürſtlichen Herzen dringen; laßt einmal die Blindſchleiche der Politik fahren und traut dem hellſehenden Falkenblick der Zeitanforderung.“

So spricht die Cholera. Die Antwort werden wir lesen, wenn die Zeit ein Blatt der Geschichte umgewendet haben wird. Gott gebe, daß wir sie nicht bei dem Scheine einer allgemeinen Leichenfackel, sondern an den Strahlen eines heitern Morgenroths lesen mögen, Amen.

Gratulations-Schreiben
an
meine Freundin Sara Levi
zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes.

Der Gott Ihrer Väter, derselbe Gott der Gnade und der ewigen Liebe, der das Kreuz und den Halbmond, die Synagoge, die Kirche, die Moschee und die Götzentempel mit seiner allwaltenden Barmherzigkeit überstrahlet; der Gott Ihrer Väter, welcher in seiner Göttlichkeit waltet in der Liebe der Mutter zum Sohne, so am Kreuze wie an der Bundeslade, so beim Koran wie beim Fetisch; der Gott Ihrer Väter, der Gott unserer Väter, der Gott aller Menschen, die Licht trinken aus seiner Sonne, die Luft athmen aus seinem Odem, die Gnade saugen aus seiner Barmherzigkeit und die ein ewiges Leben hoffen von seiner Weisheit, der alleinige Gott hat den Friedensengel geschickt in Ihre Stube und mit dem Kusse des Friedens abholen lassen Ihren einzigen Sohn, um ihn zu seinen Vätern einsammeln zu lassen, die ruhen im Schatten des

Herrn! Der Name des Herrn ſey gelobt! Gewiß, meine theure, meine fromme Sara, Sie haben ſich der Freude dieſes Todes nicht zu ſehr hingegeben, nicht mit mehr Freude, als es dem Herzen einer Frommen geziemt. Freilich muß es einer jüdiſchen Mutter eine herzinnige Freude ſeyn, wenn der Tod ihren Sohn frühzeitig eines natürlichen Todes ſterben läßt, bevor er durch ſein Leben hindurch mehrere bürgerliche, ſtatiſtiſche, politiſche und conventionelle Tode ſterben muß! Ihr Sohn iſt auf einmal geſtorben, wie vielmal hätte er einmal ſterben müſſen, wenn Sie das Unglück gehabt hätten, ihn groß zu ziehen und zu einem brauchbaren Menſchen heranbilden zu wollen! Was hätten Sie, zärtliche Mutter, aus Ihrem Sohne machen können? Hätten Sie ihn zum Bürger erzogen, ſo hätte Ihnen der Geiſt der jetzigen Chriſtenliebe entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Bürger ſeyn! Hätten Sie ihn zum Handwerk erzogen, ſo hätte derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jud darf kein Handwerker ſeyn! Hätten Sie ihn zum Staatsmann erzogen, ſo hätte derſelbe Geiſt Ihnen entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Staatsmann ſeyn! Hätten Sie ihn zum Advokaten erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Advokat ſeyn! Hätten Sie ihn blos zum Menſchen erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Menſch ſeyn! Hätten Sie ihn zum Juden erzogen, ſo hätte Ihnen derſelbe Geiſt entgegen gerufen: Ein Jude darf kein Jude ſeyn! Ja hätten Sie ihn ſogar zum Chriſten er-

zogen, so hätte Ihnen derselbe Geist entgegen gerufen: Ein Jude soll kein Christ seyn!

Welchen Schmerz hätten Sie, meine fromme Sara, nicht gehabt, ein geliebtes Wesen groß erzogen zu haben, das weder Jud noch Christ, noch Mensch noch Bürger seyn dürfte. Sehen Sie, nun ist er todt, und lebt in einem Reiche, wo weder Charte, noch Constitution, noch Monarchie ist, und dennoch ist er Bürger der allerbesten Welt, und das Oberhaus der gütigen Vorsehung hat ihn emanzipirt zum ewigen Lichte, und er sitzt im Parlemente aller Verklärten, trotz dem, daß der Minister Peel befürchtet, Rothschild könnte auf der Parlamentsbank sitzen und „vabanque!“ rufen. Denn so wahr, daß kein Haar fällt vom Haupte des mächtigsten Kaisers und kein Haar vom Haupte des allerletzten Hausirerjudens, ohne daß es der Vater im Himmel so wolle, so wahr wird die erhabene Zeit einherrollen und ihr mächtiger Wagenlenker: der Zeitgeist, wird ihn vorwärts treiben und unter seinen umtreibenden Rädern werden zerknistern alle Peel-Motionen, alle Censur- und alle Juden-Edikte, alle Jesuiten-Congregationen und selbst die Juden-Bevölkerungs-Plombe der freien Reichsstadt Frankfurt a. M.! Sie haben ein feines Ohr, die großen Aufklärungs-Häupter! die aber alle noch einen kleinen Hep-hep-Teufel im Busen liebend hegen, und sie hören den Wagen rasseln auf den Höhen der Menschheit, auf denen das Morgenroth der Zukunft schon leuchtet, und sie bücken sich ge-

schmeidig, nicht in Liebe, sondern in Furcht. Aber bis der Wagen angelangt seyn wird, meine theure Freundin, hätte das Leben Ihres Sohnes tausendfach geendet an den glatten Dolchstichen unserer Aufklärung, die, wie eine eiserne Jungfrau des Tyrannen Nabis, ihre Arme öffnet, um ihre Opfer zu erdolchen! Hätten Sie Ihren Sohn verheirathen wollen, so hätten Sie warten müssen, bis Einer von Ihnen so gefällig ist zu sterben, und nur die Leichenfackel Ihres Glaubensgenossen hätte ihm zur Hochzeitsfackel dienen können! Nicht wahr, meine gute Sara, wir leben in einem erleuchteten Jahrhundert! Die Türken sind bezwungen, die Algierer werden bekämpft, von denen, die noch all-gieriger sind, als die Algierer; und vielleicht rüsten die nordamerikanischen Staaten bald eine Expedition aus, um gegen die europäische Aufklärung zu kreuzen!

Ihr glücklicher Sohn aber braucht diese zweifelhafte Expedition nicht abzuwarten, er ist glücklich gestorben, bevor er gestorben wurde; Friede seiner Asche, Friede dem Gemüthe seiner Mutter! Wollen Sie aber die große Leidensgeschichte, die ihn im Leben erwartet hätte, auf seinen Leichenstein setzen, so setzen Sie die gewichtigen Worte hin:

Er aß kein Schweinefleisch!

Der satyrische Müßiggänger.

Man glaubte, das Müßiggehen ist leicht, aber da irrt man sich gewaltig, schon das Gehen ist eine Arbeit, denn man muß stets einen Fuß vor den andern setzen, das Gehen ist also nichts als eine Kette gutgefußter Vorsätze. Gute Vorsätze aber sind sehr schwer; wir sehen zwar hier viel gute Vorsätze, aber blos vor den Fenstern! Der Vorübergehende sagt dann: der Mann, der da wohnt, hat schöne Vorsätze! Also mit dem Müssiggehen ist es nichts; der Teufel sey ein Satyriker nnd gehe müßig, es ist gar nicht möglich! Alle Augenblicke begegnet ihm ein satyrisches Geschäft; zu Fuß, zu Wagen, zu Roß, als Weib, als Mann, als Mädchen, an allen Fenstern, geschrieben, gedruckt, groß, klein, jung, alt, arm, reich, bürgerlich, adelich u. s. w. Kurz, jeden Augenblick läuft einem ein satyrisches Geschäft unter die Beine.

Ich wenigstens bin immer am fleißigsten, wenn ich müssig gehe, und ich stehe recht frühe auf und gehe Vormittags

müßig, um nur ja den ganzen Nachmittag mit Muſe müßig gehen zu können.

Mein erſtes Müßiggangsgeſchäft am Morgen iſt, die Augen aufzuſchlagen. Da iſt ſchon die Satyre! denn dabei denke ich, wie viel tauſend Menſchen, die in Bureaus und Kabinetten arbeiten, werden ſich heute nicht getrauen, die Augen aufzuſchlagen; wären ſie müßig gegangen, wie ich, ſo wäre es für ſie keine Arbeit, die Augen aufzuſchlagen.

Mein zweites Müßiggangsgeſchäft iſt es den Kopf zum Fenſter hinauszuſtecken. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich: ich armer Teufel, ſtecke ſo mir nichts dir nichts den Kopf zum Fenſter hinaus, das getrauen ſich oft die vornehmſten und reichſten Leute nicht, aus Furcht, man möchte das Haus für ein Gaſthaus und ſie für das Schild, als z. B. „zum goldenen Hirſch," oder „zum goldenen Ochſen," oder „zum goldenen Hahn," oder „zum ſchwarzen Bären" u. ſ. w. halten.

Mein drittes Müßiggangsgeſchäft iſt: ich ſchöpfe im engliſchen Garten freie Luft. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, wie viel tauſend Menſchen im Schweiße ihres Herzens dahin arbeiten und mit Staatsrudern dahin rudern, daß man keine freie Luft ſchöpfe und ich privilegirter Müßiggänger ſchöpfe freie Luft ſo viel ich nur will.

Mein viertes Müßiggangsgeschäft ist: ich gehe aus dem englischen Garten zurück. Wieder eine Satyre! denn dabei denk' ich, tausend Menschen müssen ein Drittheil ihres Lebens daran arbeiten, damit das, was sie in einem Drittheil ihres Lebens gearbeitet haben, im letzten Drittheil zurückgehe! Ein Kaufmann arbeitet oft Jahrelang, daß ein Geschäft, welches er Jahrelang gesucht, wieder zurückgehe! Der Zeitgeist selbst arbeitet nun im 19ten Jahrhundert schon dreißig Jahre ununterbrochen daran mit Anstand zurückzugehen, und ich armer Teufel gehe so con amore zurück, so ganz allerbehaglichst!

Mein fünftes Müßiggangsgeschäft ist es: in den Straßen herumzugehen und die Schönen an den Fenstern zu beobachten. Wieder eine Satyre! denn ich denke dabei an den „Oestreichischen Beobachter," an den „Observateur" an den „Osservatore," an den „Spectator" und an alle Beobachter auf Sternwarten und Papierbörsen, die alle Jahre lang mit saurer Mühe beobachten und es schaut nichts dabei heraus; ich armer Teufel gehe müßig und doch schaut mir bald ein blondes, bald ein braunes, bald ein dunkelgelocktes Haupt heraus, bald wird ein schelmisches, bald ein ernstes Köpfchen sichtbar, alle obigen Beobachter aber arbeiten jahrelang, und nie wird etwas von einem Kopf sichtbar!

Mein sechstes Müßiggangsgeschäft ist es: zu denken überhaupt; wieder eine Satyre! wie viel Denker von Profession

martern ſich ab zu denken und es geht nicht, ſie nehmen ein, ſie brauchen Denkkuren, es geht doch nicht; ich armer Teufel aber denke ſo von heiler Haut weg! So iſt mein ganzer Tag eine Kette von ſatyriſchen Müßiggangsgeſchäften und mein letztes Müßiggangsgeſchäft am Abend: „das Licht auszulöſchen,“ iſt wieder eine Satyre! denn auch dabei denke ich, wie viel Cenſoren und Jeſuiten beſoldet werden, um das Licht auszulöſchen, die es alſo nicht umſonſt thun, doch vergebens, und ich muß es ganz umſonſt, aber nicht vergebens thun, ungeheure Ironie!

Vierhändige Natur-Phantasien.

Die Zeitungen machten viel Lärm von der merkwürdigen Erscheinung der zusammengewachsenen Rita und Christina; allein die phantastische Natur stürmt oft ganz sonderbar auf der Schöpfungs-Tastatur herum, und bringt ganz absonderliche Compositionen hervor. Ich kenne mehrere ähnliche Exemplare von zusammengewachsenen Menschen, wovon ich einige den respectiven Lesern mittheilen will.

1.

Selma und Longinus.

In Schwedisch-Pommern an einer der blühendsten Mündungen des Nils, gebar eine arme Krokodillfischerin ein an dem Rückgrade zusammengewachsenes Paar und erzog es in Weisheit und Gottesfurcht, Selma zur Ballettänzerin und Longinus zum Recensenten. Oft wenn Longinus sich zum

Schreibtiſch ſetzte, fieng Selma an, Pirouetten zu üben, und wenn Selma ein Pas de deux tanzte, fiel es Longinus ein, auf die Gallerie zu gehen um ſeiner Schweſter zu applaudiren. Eines Tags gab der Balletmeiſter der Selma ein Rendevous; Longinus wollte eben auch in ſeine Druckerei gehen, allein er mußte zum Rendevous. Der Balletmeiſter empfieng Selma ganz zärtlich, den Longinus jedoch wollte er zur Thüre hinauszuwerfen. Selma bat ihn, ſich doch um das, was hinter ihrem Rücken geſchähe, nicht zu bekümmern. Eines Tages tanzte Selma einen Fandango, ſie ſchwebte wie ein Zephir zwiſchen den Eiern dahin, allein Longinus zertrat ein Ei. Sie gab ihm in einem Ronde de jambe eine Ohrfeige, er ſchrieb eine Recenſion gegen ſie. Sie verklagte ihn bei den Gerichten und er wurde, acht Tage zu ſitzen, verurtheilt.

Am erſten Tage, als er ſaß, ſollte nun ein neues Ballet ſeyn. Longinus wurde mit Wache auf die Probe gebracht und tanzte mit, bei der Hauptvorſtellung jedoch gieng das nicht! Die Gerichte waren in Verzweiflung, Selma mußte tanzen, Longinus mußte ſitzen! Endlich kam man auf den geiſtreichen Einfall, das neue Ballet im Gefängniſſe aufführen zu laſſen, aber ohne freien Eintritt. Das Publikum ſtrömte wüthend herbei; ein Ballet im Gefängniß! alles wollte das Wunder eines ſitz- (ſitt-) ſamen Ballettes ſehen.

Allein, was geſchah?! Longinus, ein gemüthlicher Böſe-

wicht, hatte den Ruin Selmas beschlossen. In einer Scene sollte genachtwandelt werden. Selma wollte eben Nachtwandeln, da sagte Longinus, „ich wandle nicht Nacht!" Die Polizei legte sich endlich drein und Longinus mußte bei zwei Thaler Strafe nachtwandeln. Als sie aber oben auf dem Dache wandelten, schrie Longinus laut: „Selma, Selma!" sie fiel darauf aus der Rolle und vom Dache, er schrieb noch im Hinunterfallen eine Kritik wie er eine schöne Tänzerin zu Fall brachte, und so gaben sie beide in ihrem Berufe das Leben auf. Sie ruhen in den Pyramiden von Lüneburg, ein einfacher Leichenstein bedeckt sie, mit den einfachen Worten:

„Hier liegt ein Wesen mit vier Beinen,
Und doch zwei, wovon jedes ein Mensch!"

2.

Blitzlein und Rabe.

In den Ananas-Plantagen der Uckermark genaß eine süße Bäuerin eines zusammengewachsenen Pärchens. Sie ließ sie in der Residenz erziehen, und bald widmeten sich beide den edelsten Zweigen der Wissenschaft. Blitzlein wurde Friseur und Rabe Schornsteinfeger. Jener brachte es durch den Kopf weit, und dieser erklimmte bald die höchsten Spitzen häuslicher Verhältnisse. Wenn Blitzlein eine Dame frisirte, so las Rabe etwas vor und während Rabe den Kamin fegte, frisirte

Blitzlein die vor dem Kamin beschäftigte Zofe. Einst aber ereignete sich ein sonderbares Ereigniß. Blitzlein wurde zu einer durchreisenden Engländerin berufen. Sie war groß, dürr und schwarz, auch war sie wie durchräuchert. Rabe glaubte, es wäre ein Schornstein und fiel mit dem Kratzeisen und Fegebesen über sie her; sie schrie laut, der Engländer, ihr Mann, stürzte herein, in Papilotten und seidenem Tuch um das Haupt, der Friseur hielt ihn für die Frau, und stürzte mit dem Brenneisen auf ihn los. Der Engländer warf den Friseur zur Thüre hinaus, Rabe mußte unwillkührlich mit; die Engländerin aber hatte Rabe fest gefaßt und flog mit zur Treppe hinunter.

Darauf klagte die Lady auf Scheidung, da ihr Gemahl sie zur Thüre hinausgeworfen. Er wendete darauf ein, er habe sie in näherer Berührung mit einem Schornsteinfeger gefunden, aber sie erwiederte, daß sie den Schornsteinfeger nie ohne Zeugen gesprochen. Endlich aber verglichen sie sich, nahmen beide ins Haus und noch a dato frisiren und fegen sie die englischen Herrschaften zu ihrer Zufriedenheit.

3.

Lips und Laps.

In Lappland, wo die Künste und Wissenschaften blühen, befand sich ein Odeon für Musik und dramatische Kunst. Die

beiden Direktoren waren an einem Kreuze zusammengewachsen, allein sie hatten verschiedene Leiber und Beine. Wenn Lips die Musik aufführen lassen wollte, begehrt Laps dramatische Uebungen. Einmal kam ein Werk zu Stande, wovon Laps behauptete, es wäre nicht musikalisch und gebühre ihm, Lips aber meinte, es wäre nicht dramatisch und gebühre ihm. Sie hatten beide Recht. Wenn Lips Noten schreiben wollte, reis'te Laps Redner engagiren, und wenn Laps lesen ließ, ließ Lips Janitscharenmusik machen.

Dabei waren sie so zusammengewachsen, daß sie sich doch nicht ins Gesicht sehen konnten. Aerzte behaupten, sie müssen auseinander geschnitten werden, aber man fürchtete, der Schneider könnte bei der Gelegenheit einen Mantel für sich profitiren wollen. Noch leben sie im südlichen Lappland und befinden sich wohl.

4.

In Verakruz wurde ein ähnliches Paar geboren, die am Rückgrade zusammengewachsen waren. Der eine wurde Schriftsteller, der andere Censor.

Der eine schrieb die schönsten Sachen, kaum drehte er sich um, so strich sein Bruder sie aus. Der Schriftsteller schrieb eine Satyre hinter dem Rücken seines Bruders und wurde aus dem Lande verwiesen. Der Censor wurde lebens-

länglich angeſtellt. Wie war da zu helfen? Ganz leicht, man führte beide an die Gränze. Der Schriftſteller lebt nun über der Gränze, jenſeits des Landes, und der Cenſor dieſſeits der Gränze, noch im Lande, und das in brüderlicher Eintracht!

Zeitgeists Morgenroth und Hoffnungen.

(Geschrieben im Jahre 1830.)

Und so ist er denn gedämmert der große, herrliche, lang ersehnte, lichtausströmende Tag der allgemeinen Erleuchtung! die Völker athmen tief und frei auf, den Nationen ist der Augennebel abgesunken, sie stehen im vollen Lichte, und die Menschheit ist auf einmal mündig geworden! die goldfingrige, rosige, hochgeschürzte, blumenausstreuende Vorbothin dieses Tages, die Morgenröthe dieses alleserwärmenden, allesbefruchtenden und allesausreifenden Tages hat ihre Farben gemischt aus dem Herzblute der Griechen, aus dem Dukatenschimmer der Türken und aus der Glut der Araber; und der Zeitgeist steht mit einem Fuße auf den Minarets in Constantinopel und mit dem andern auf dem Kaiserfort in Algier, und an dem Schlepptau der Brigg Dragon schleppt er herbei den neuen, jungen Geist der allgemeinen Freiheit! Welche Ströme von Licht werden sich von zwei ganz verschiedenen Punkten über die Erde ergießen, wenn die Hoffnungen der Menschheit erfüllt

werden, wenn Wellington wirklich Dey von Algier und der Dey von Algier wirklich König von Griechenland wird!

Einer der humanſten Beduinen hat bereits, der Sage nach, die Thronrede entworfen, die ungefähr alſo lautet:

„Thronrede des Deys von Algier, bei ſeiner Be-
„ſteigung des griechiſchen Throns."

Griechen! Sulioten! Hydrioten! Patrioten!
Hottentotten! und ſo weiter!

Aus dem blutgetränkten Boden der Freiheit iſt das neugeborne Königreich emporgeſchoſſen, wie die Lilie im Thale Jeſchurun! Beim Mahomed! Jupiter Ammon hat ſeine donnerſchwangeren Locken geſchüttelt, und die Enkel des Siegers bei Marathon mit neuen Siegen gekrönt! Der Geiſt eurer und nunmehr auch meiner Ahnen, von Salamis, Platäa und Mycale hat uns zwar in Torre-Chiko verlaſſen, aber er war bei uns in Miſſolunghi's ſchreckerfüllten, verhängnißvollen Tagen! Beim Bart des Propheten, wir haben die Termophylen niedergeſchlagen, und ſo wollen wir auch wiederſehen das goldne Reich helleniſcher Freiheit, das Sonnenreich helleniſcher Künſte und Wiſſenſchaften, oder ich will nicht Dey von Algier geweſen ſeyn!

Die Institutionen des griechischen Volkes sind stets mit den Institutionen der Beduinen und Mauren Hand in Hand gegangen, und von meinen Fenstern in Casauba habe ich stets auf das Interesse meiner Griechen gesehen.

O, ihr edlen Hellenen alle, die ihr gedüngt habt den heiligen Boden mit eurem Blute und mit dem Blute eurer Weiber und Kinder, die ihr alle im Hades seyd, warum habt ihr nicht gelebt bis zu diesem Augenblicke, wo die erhabenen Intentionen großer Gewalten euren Thron auf dem Präsentirteller ausstellen; und ihr noch edlere Hellenen, ihr Wenigen, dem heiligen Kampfe Entronnenen, warum seyd ihr nicht gestorben, gestorben in dem glücklichen Wahn, für Griechenlands Wiedererstehung zu sterben? O, Griechen! Brüder! aus Torre-Chika ist euer Solon gekommen, ich will euch eine Verfassung geben, wie sie in Afrika nie gesehen wurde, und die Abkömmlinge der Aristide werden Algier in Athen erblühen sehen. Ich will nichts als Subsidien, und alle Zweige der legislativen Gewalt in meiner Hand sehen. Ich werde euch eine Kammer mit zwei Bänken errichten, eine Oppositionsbank und eine Ruderbank; auf der ersten könnt ihr, freie Hellenen, opponiren so viel und so oft ihr wollt, von dort lasse ich euch gnädig auf die zweite setzen, damit ihr lernt, wie man das Staatsruder führt. Mit den Prinzipien der constitutionellen Regierung sollt ihr zufrieden seyn; denn ihr seyd doch nun eine Restauration, in eine Restauration gehen

aber nur Leute, die eine gesunde Constitution haben, und die gesundeste Constitution ist unstreitig die, welche in einer Restauration selbst die härtesten Gerichte gut verdauen kann! Ich will weder durch Absolutismus noch durch Liberalismus, auch nicht durch Royalismus regieren, sondern ich nehme von diesen dreien allen nur die einzige Sylbe mus, und durch dieses „muß" sollt ihr wie freie Männer regiert werden u. s. w.

Ich verbleibe euer wohlaffektionirter

vermählter König von Griechenland,

geb. Dey von Algier.

Mein Ohr als Censur-Artikel.

Fünf Pforten führen zur menschlichen Seele, man nennt sie fünf Sinne. Die Pforte des Gehörs hat zwei Flügeltheile, Ohren genannt; sie stehen Tag und Nacht offen, und wie Etwas einzieht, ertönt das Trommelfell und trommelt die Seele heraus, zum Empfang des Gastes. Zuweilen zieht ein solcher Gast blos durch, weil er der Seele zu unbedeutend ist, um ihm lange Raum zu gönnen, und dann sagt der Mensch: Das geht mir zu einem Ohr herein und zum andern Ohr heraus. Zuweilen aber ist der Seele ein solcher Gast für die Zukunft wichtig, oder auch an und für sich theuer, allein die Seele kann aus besondern Gründen ihn jetzt nicht beherbergen, dann setzt ihm die Seele den Sessel nicht vor die Thüre, sondern hinter die Thüre, und dann sagt der Mensch: ich habe mir die Sache hinter das Ohr geschrieben.

Jeder Mensch hat zwei Augen, zwei Ohren, aber nur einen Mund und eine Nase, damit er doppelt so viel sehe und

höre als spreche, und nur in die Hälfte von dem, was er sieht und hört, die Nase hineinstecke; steckt man seine Nase in mehr, so bekömmt man zur Abwechslung mehrere Hülfsnasen von Polizei- oder sonstigen Behörden, die sie dann zuweilen von noch höher herunter bekommen, so daß manchmal eine solche Nase von Allerhöchst zu Allertiefst alle Branchen durchwandert.

Mit dem Ohr ist es wie im Leben, es hat einen Hof, von da führt ein kriegerisch gewundener Schneckengang an die letzte Instanz, an das innerste Ohr. Nur durch viele Umwege gelangen Schall und Klang dahin. Manche Menschen haben kurze, manche lange Ohren. Jedoch sind lange Schleppohren, diese großen Gehör-Verstehhunde, auch ein Luxusartikel, und mehr in den vornehmern Klassen als in den bürgerlichen zu finden. Ja, in manchen Familien sind lange Ohren ein Fidei-Commis.

Ich habe Ohren von schlanker Statur, weder so lang wie die Vorbereitung zum Budjet in der Münchner Deputirtenkammer, noch so kurz wie ein jetziges Frauenkleid; nicht so schmal wie die Gränze zwischen Mädchentreue und Mädchenfalschheit, und nicht so breit wie ein Berliner Damenfuß; nicht so klein wie unsere Anstalten gegen die Cholera, und nicht so groß wie das Maul eines Ultra, kurz, ich habe ein Ohr, das im Nothfall einen vornehmen Esel mit kurzen Ohren, und wieder im Nothfall einen vornehmen Menschen mit langen Ohren spielen

könnte. Ich bin mit meinen Ohren ziemlich zufrieden, und ich könnte sagen, bei meinen Ohren nie zu kurz gekommen zu seyn. Ich habe mir mein Lebenlang sehr viele Dinge hinter das Ohr geschrieben, und zwar stenographisch, sonst müßte ich ein Ohr haben, so lang wie der Arm der Dummheit; ich habe mir, so zu sagen, aus meinem Ohr ein Tagebuch gemacht, in welches ich die interessantesten Ergebnisse meines Lebens einschrieb; und alle Nacht, wenn ich mich auf's Ohr legte, legte ich mein Tagebuch unter den Kopf, damit es mir nicht entwendet werde.

Nun aber bin ich durch Schicksale, schweren Zeitendruck, und sonstige Ergebnisse gezwungen, alle meine Manuscripte zu Geld zu machen, folglich auch meine Ohren abdrucken zu lassen. Da alles, was hinter's Ohr geschrieben wird, nur außenhin geschrieben wird, und zwar aus Politik sehr klein, so ist das ein Artikel der äußern Politik, und muß zur Censur.

Wie wird sich mein Censor wundern, wenn er mein Ohr zur Censur bekömmt! „Ach!" wird er ausrufen, „hab' ich ihn endlich beim Ohr erwischt!" Allein, wie leicht ist es möglich, daß wenn der Herr Censor mein langes Ohr erblickt, er es dann mit partheilscher Verwandtenliebe censurirt? Nein, man muß keinen Censor in Versuchung führen; ich will mein Ohr selbst censuriren, mit aller Strenge der Censur, mit eben derselben Willkühr, mit eben derselben Sinnlosigkeit. Also

herunter, Du mein Heldenohr! Her zur Censur! Ich drehe mir nun gemächlich mein linkes Ohr heraus und lege es mir vor; wo nur etwas Verdächtiges ist, streiche ich es als Censor heraus, indem ich mich in Einem dabei als Verfasser hinterm Ohr kratze.

Also:

„Linkes Ohr des Herrn M. G. Saphir. Zeile 2."

„Braunschweig, im Jahre 1827. Die hiesigen Würste sind der Constitution des Menschen nicht zuträglich; die vornehme Welt genießt sie nur dann, wenn sie ihnen die Haut abgezogen hat."

Diesen Artikel muß ich als vorsichtiger Censor streichen, mit den Würsten meint der satyrische Verfasser vielleicht die Menschen, und es könnte damit gemeint seyn: In Braunschweig zieht die Regierung den Menschen die Haut über den Kopf ab, ergo gestrichen. Ich kam zwar als Verfasser und sagte: „Hochgeehrter Herr Censor! Zwar ist mancher Mensch ein Wurst, ein Hanswurst, aber ein Wurst ist kein Mensch!" Aber ich als Censor hörte auf keine Vernunftgründe, und kratzte mir dieses Stück Ohr heraus.

„Linkes Ohr. Zeile 6 u. s. w.

„Der Berliner Sand wäre der Schriftstellerei sehr zuträglich, so wie Windeyer im Sande ausgebrütet werden, und der „Königsberger Klops" (ein beliebtes Gericht in Berlin) ist dem Publikum sein Alles."

Diese Notiz mußte ich, als handgreifliche Anspielung auf den Mörder Sand, also als Aufforderung zum Morde der Schriftsteller, wegstreichen. Ja, in „Königsberger Klops" spielt der offenbar revolutionäre Verfasser auf die Adresse der Königsberger an, und „Klops" ist nichts als ein geheimes demagogisches Wort, dessen Anfangsbuchstaben heißen: „Konstitution, liebe Ost-Preußen!" Vergebens lief ich als Verfasser zu mir als Censor und sage: „Herr Censor, haben Sie denn in Berlin niemals „Königsberger Klops" gegessen? Ueberdem ist es ja ein Anachronismus, als ich mir diese Notiz hinter das Ohr schrieb, war es Anno 1828, damals hatten ja die Königsberger noch keine Adresse geschrieben!" Aber ich als Censor strich den Artikel doch weg, weil „Königsberger Klops," als ein wichtiger Lebensartikel der Berliner, offenbar die äußere Politik der deutschen Bundesstaaten berührt.

„Linkes Ohr. Zeile 9."

„Cassel. Der Wasserfall von Wilhelmshöh' nimmt sich von oben herab sehr gut aus; das Sprin-

gen der Waſſer erregte ein ſonderbares Gefühl, und die Teufelsbrücke, fürchte ich, wird einmal über den Bach einſtürzen.“

Zitternd ſtrich ich als Cenſor auch dieſe Stelle; denn mit dem Waſſerfall will der verdammt verſteckte Schriftſteller nichts anders ſagen, als der Fall der Dynaſtie, das beſtätigt der Ausdruck Wilhelmshöhe, und der noch verdächtigere: von oben herab, denn ſonſt hätte er geſagt: der Waſſerfall von unten hinauf! Mit dem Springen der Waſſer ſatyriſirt er darauf, daß der Kurfürſt ſonſt nichts ſpringen läßt als Waſſer, und mit der Teufelsbrücke über den Bach meint er nicht einen, ſondern eine — Bach, alſo ausgeſtrichen!

Wieder ein Ohr wegcenſurirt.

„Linkes Ohr. Zeile 12.

„München. München iſt nicht eigentlich eine große Stadt, ſondern ein Geſellſchaftsſpiel von Häuſern, die zuſammenkamen, um eine Stadt zu ſpielen. Es giebt da zwei Volksvergnügungen: Das Oktoberfeſt und die Ständeverſammlung; das Eine führt ins Freie, das Andere führt in's Weite; mit dem Erſten iſt ein Wettrennen, mit dem Zweiten ein Wettſchleichen verbunden; bei dem Erſten ſchluckt das Volk

sehr viel, bei dem Zweiten soll die Regierung viel schlucken; bei dem Ersten leidet man zuweilen durch Nässe, bei dem Zweiten durch Trockenheit u. s. w.

Diesen Frevelartikel mußte ich als Censor mit Damnatur belegen. Die Häuser kommen zusammen? Alles Zusammenrottiren involvirt einen Aufstand! Zusammenkommen dürfen nur hohe Häuser, z. B. das Haus Hohenzollern und das Haus Romanow. Daß er die Ständeversammlung ein „Volksvergnügen" nennt, ist eine zweideutige Ironie, eine Doppelflinte, die eben so gut für als gegen das Gouvernement zielen kann; denn es kann heißen: zum Vergnügen des Volkes, oder auch: man spricht für das Volk blos zum Vergnügen; also ausgestrichen! Wieder ein Stück Ohr weg!

„Linkes Ohr. Zeile 15."

„Parterre, Gallerie, Abends zwischen 7—8.

„Süße Jungfrau, das Feuer Deiner schönen Augen lodert himmlisch nieder, Deine römische Nase ist göttlich gebogen, die Korallenpforte Deines Mundes umspielt ein englisches Lächeln; Dein himmlischer Leib ist schlank wie die Binse, die der Nordwind beugt; nur Deinen Fuß kann ich nicht sehen, der lichtversagt die göttliche Bürde trägt! lächle noch einmal zu mir nieder!"

Hier kratzte ich als Censor mein Ohr blutig, so streichwüthig war ich; welch ein politischer Artikel!

Mit der süßen Jungfrau meint der Verfasser Europa; die Augen, die ihm Feuer schicken, sind Frankreich und Polen; daß ihre römische Nase göttlich gebogen ist, soll heißen die Macht des Pabstes wird von Gott niedergebeugt; das englische Lächeln, welches die Korallenpforten umspielt, heißt nichts anders, als daß England mit der Pforte sein politisches Spiel treibt; der schlanke Leib, den der Nordwind niederbeugt, ist Deutschland, das sich vor Rußland krümmen wird; der lichtverfagte Fuß, soll Italien mit seiner Finsterniß bedeuten. Also noch ein Stück Ohr fort.

Unbemerkt sah ich, daß ich kein Ohr mehr hatte, und als ich als Verfasser diesen kleinen Umstand mir als Censor vorstellte, so ließ er mit dem Streichen nach. Da ergab sich aber ein kurioser Streich. Das Ohr war rein wegcensurirt, aber es blieb eine Censurlücke an der Stelle, wo sonst mein Ohr war. Ich als Censor konnte mich als Verfasser nicht ohne Ohr herumgehen lassen, denn wir Censoren sind nicht nur matt, sondern auch Heuchler, wir wollen nicht, daß das Publikum wisse, man streicht, und mein Ohr wäre gewiß vermißt worden.

Ich mußte also meine Ohr-Censurlücke ausfüllen. Zuerst wollte ich mein Censorohr dafür hingeben, allein es war zu

lang! Wir ſuchten lang um ein Surrogat für mein linkes Ohr, es fand ſich keines.

Lieber Leſer, wenn Du mich triffſt, ſo überzeuge Dich ſelbſt, und Du wirſt ſehen, daß ich auf der linken Seite kein rechtes Ohr habe.

Preßfreiheit und Preßgesetze.

Alles spricht, sowohl in der tönenden als in der tonlosen Welt. Gott spricht durch die Welt, die Welt spricht durch die Geschichte, die Schöpfung spricht durch Töne, Farben, Formen. Der Mensch spricht mit dem Mund, mit den Augen, mit dem Finger. Das Thier spricht mit dem wedelnden Schwanz, mit dem spitzenden Ohr, mit dem schwellenden Kamm, mit der sträubenden Mähne, mit dem radschlagenden Schweif, und mit den aufborstenden Stacheln. Die Erde spricht im murmelnden Strom, im lispelnden Schilf, im säuselnden Baume und in der wiederhallenden Tochter der Erde. Die Luft spricht mit dem fortrauschenden Wind, mit dem rollenden Donner und mit der wirbelnden Windesbraut. Der Himmel spricht durch den sonnenbesiegelten blauen Bogen, durch den Kreislauf der Sterne und durch den ewigen Ringgang seines Lichtkör-

pers. Die Hölle ſpricht durch das brennende Gewiſſen, durch den gemordeten Schlaf, durch den irrenden Blick und durch die ſcheue Rede. Der Schutzengel des Menſchen ſpricht in Ahnungen und Träumen, in geheimen Anzeichen und Abſtoßen. Der große Mann ſpricht in Handlungen, die Erhabenheit ſpricht durch Kampf und Sieg, die Poeſie ſpricht in Bildern und Gleichniſſen, die Unſchuld ſpricht durch ſittliches Erröthen, die Schuld durch tödtliches Erblaſſen, die ewige väterliche Vorſehung ſpricht in der Geſchichte jedes Kindes und jeder Familienſtube, und der unbezwingbare Geiſt der Zeit ſpricht — mit Druckerſchwärze. Seit dem erſten Buchſtaben, der gegoſſen wurde, trat die Freiheit des Gedankens, und mit der erſten Kugel, die gegoſſen wurde, trat die individuelle Freiheit ins Leben. Die Kugeln haben alle Kinder des Mittelalters wie die Töchter der Niobe erlegt, ſie haben es herausgejagt aus ſeinen Raubſchlöſſern und Feudalburgen und Fauſtrechten und Gottesgerichten und Vehmfeſten; und die Lettern haben die taubſtumme Zeit operirt, auf daß ſie höre die Stimme der Vernunft und bevormunde das menſchliche Recht; ſie haben die Höhen erniedrigt und die Tiefen emporſteigen laſſen; ſie haben ſich in Reihe und Glied geſtellt, und ſind in Schlachtordnung ausgezogen gegen die Ungethüme des Vorurtheils, gegen die Rieſen der geiſtigen Leibeigenſchaft, gegen die Recken einer ungezügelten Ariſtokratie, gegen die beſoldeten Schweizer des Royalismus, und der kleinſte Buchſtabendavid tödtete einen Goliath der Finſterniß nach dem andern.

Nach diesem Guerillaskrieg und Sieg der kleinen Bleitruppen der vereinigten Staaten des menschlichen Geistes, kann gar die Rede nicht mehr seyn, soll man Preßfreiheit haben oder nicht. Es giebt vier Dinge, die man nicht zu thun braucht, die sich von selbst thun. Einem Narren braucht man nicht zu widerlegen, er widerlegt sich am Ende selbst; ein schlechter Wirth braucht seine Rechnung nicht zu machen, sie schließt sich am Ende von selbst; den reifen Mädchen braucht man nicht zuzureden zum heurathen, sie reden sich schon selbst zu, und Preßfreiheit braucht man nicht mehr zu begehren, sie begehrt sich von selbst. Die Cholera beginnt vom Norden aus, und die Preßfreiheit vom Süden aus ihre Wanderung über Europa. Sanitäts- und Censurkordone nützen nichts. Eine gesunde Constitution, eine gemäßigte Wärme, und besonders ein Acht nehmen aller Extreme ist beiden sehr heilsam. So wie jeder Mensch einmal die Blattern bekommen muß, so muß jedes Land endlich einmal die Preßfreiheit bekommen. Die Länder, die sie spät bekommen, die gehen mit größern Blatternarben daraus hervor. Darum ist es besser, sie dem Volke in der Jugend einzuimpfen, als ihren Selbstausbruch abzuwarten, der stets verheerende Spuren zurückläßt.

Einen Beweis aber, daß die Preßfreit unschädlich ist, liefern unsere deutsche Censoren. Diese lesen doch alles, was man uns vom Munde wegnimmt, schadet es ihnen etwas? sind sie nicht die servilsten, engherzigsten Streichinstrumente der

menschlichen Schöpfung? Ja, ich wüßte ein einfaches Mittel, die zügellosesste Preßfreiheit unschädlich zu machen, man ernenne nämlich das ganze Publikum zu geheimen Censoren, dann prallt Alles unwirksam von ihm ab.

Je unbestreitbarer aber auf der einen Seite die Nothwendigkeit der Preßfreiheit ist, welches in unserer Deputirtenkammer zur Genüge und mit aller Kraft und siegender Beredsamkeit von den wichtigen Verfechtern dieser würdigen Sache, ausgesprochen wurde, desto unbestreitbarer bleibt auf der andern Seite das Bedürfniß, dem Unfug der Presse, den Zügellosigkeiten der Preßfreiheit, den Raubzügen der Presse in die geheiligsten Interessen der Staaten und der Religion, das schandvolle einfallen der Preßbengel in die Ruhe des Privatlebens, und den frevelvollen Verbrauch des Sonnenlichtes der Preßfreiheit zu kleinen Brandschwefelkerzchen der Persönlichkeit, strenge, wirksame, zweckmäßige Schranken zu setzen.

Weit entfernt, einer Censurordonnanz das Wort sprechen zu wollen, frage ich aber jeden unbefangenen Leser, ob nicht gerade in Bayern, wo für Deutschland die freieste Presse ist und war, der empörendste, geduldzertrümmerndste, abscheulichste Mißbrauch von ihr gemacht wurde? Ich frage alle meine Leser, ich frage die Ultraliberalen selbst, hat Frankreich und England in ihrer Journalistik je eine solche, alle Sittlichkeit, alle Moral, alle persönliche Achtung und Würde zerstörende

Zügelloſigkeit gehandhabt als ein großer Theil der bayeriſchen Journaliſtik?

Wo in Deutſchland darf man ſo ſprechen, ſo ſchreiben als in Bayern? Aber wo hat auch die Preſſe ein unſeligeres Gezücht ausgebrütet als eben da? Giebt es jetzt ſelbſt, in dem gewichtigen Augenblicke, wo ſich Fürſt und Volk beſpricht, wo ſich beide durch Entgegenkommen nähern ſollten, giebt es in dieſem inhaltreichen Moment auch nur ein öffentliches Organ, das ruhig, verſöhnend, verbindend zwiſchen die geſpalteten Intereſſen tritt? Nein! Auf der einen Seite der nachſchleppende, unbeugſame Eiſentritt einer ſpröden Dienſtfeder, der barſche Ton des Commandierſtocks, und auf der andern Seite das ungeheure Radſchlagen einer ſich brüſtenden Ultraliberalitäts-Eitelkeit, die den bunten, tauſendäugigen Schweif durch den gackernden Kapaunhof nachſchleppt, in dem jeder geiſtige Kapaun ein galliſcher Hahn ſich dünkt. Eine Apoſtelkrämerei der Freiheit, um dem Volke zum Götzen zu werden, dem Volke, welches gottlob noch zu viel Gott im Buſen hat, um Götzen anzubeten.

In der Preßfreiheit ſelbſt liegt die Garantie für die Preßfreiheit. Wenn die Schriftſteller die Gewichtigkeit und Stoffhaltigkeit der Zeit in allen ihren Entäußerungen und Anforderungen wahrnehmen, beſprechen und berathen können und dürfen; wenn ſie mit ihren Schreibfloßfedern und mit ihrer pa-

piernen Schwimmhaut, beidlebig, im Gebiete der innern und äußern Politik ſich bewegen können; dann wird nur der Schreibohnmächtige, der geiſtige Eunuche, ſein Schreib-, Denk- und Urtheilsvermögen an den Klein-, Hauſir- uud Schacherhandel kleinlicher Privatangelegenheiten und Perſönlichkeiten vergeuden; jeder Beſſerdenke, jeder tüchtige Kämpe und Ritter der Wahrheit wird mit dem Federdegen nur für höhere Intereſſen, für bedeutſame Ergebniſſe, für allgemeine Anforderungen der Zeit, des Rechtes und der Vernunft fechten und ſtreiten. Die übermüthigen und frechen Knaben, die auch ſodann noch mit dem Federſchwerte blos an den Diſtelköpfen der Perſönlichkeit und an den Wollblumen des tauſendfaſerigen Privatlebens zum Ritter der Oeffentlichkeit werden wollen, werden unbeachtet bleiben, nnd in ihrer Arena nicht im Stande ſeyn, den erhabenen Standpunkt der Beſſerung zu verdächtigen.

In der Preßfreiheit, ſag' ich, liegt die Garantie für die Preßfreiheit; denn nur da, wo die Feder gefeſſelt lag, und entkettet wird, da wird ſie zum wüthenden Ungeheuer, zur giftſchnaubenden Hyäne. Der Sklave, der die Kette bricht, iſt furchtbar, entmenſcht, er wird zum Tiger. Der Freigeborne hingegen iſt ſtolz ohne Hochmuth, frei ohne Frechheit, kühn ohne Hitze, muthig ohne Leidenſchaft, und laut ohne Schreierei. Wenn es ſtets für Alle Preßfreiheit gegeben hätte, ſo würden alle diejenigen Blätter, die den ultraliberalen Steigbügeltrunk wie die Mänaden in die Leſewelt hineinwiehern;

die mit dem halbrevolutionären Probeschrei, seiltänzerisch mit Lafayettischen Phrasenflitter behangen durch die Buchstabenstraßen reiten, um die Leser zusammen zu trommeln, sie würden alle keinen Eindruck machen, sie würden unbeachtet bleiben, wie der hohle, ewig fortrollende Donner nachtropfenden Wasserwolken. Blos die Neuheit der Sache, blos das völlige Entwöhntseyn einer freien Sprache läßt das Lesevolk in der plötzlich auftauchenden Cyklade des Schreibemeeres eine Insel der Seligen erblicken. Blos die Lesewelt, die noch nie gesehen hat, wie ein tüchtiger Reiter die freie Feder führt, jedoch ohne sich von ihr meistern und fortreißen zu lassen, nur diese glaubt in dem, der die Kollerfeder im Ringkreise staubaufwirbelnd tummelt, einen Heros, einen Halbgott zu sehen, so wie die Wilden den ersten Reiter für ein einziges Geschöpf, für ein höheres Wesen hielten, eben darum, weil sie noch nie einen Mann zu Pferde gesehen hatten.

Der Staat aber will noch andere Garantien, er will keine Garantie von der Sache, er will sie von den Personen; von den Schriftstellern. Gut. Auch das kann nützlich seyn. Soll aber das Mittel zum Zwecke führen, so muß es nicht halb, so muß es ganz gethan seyn; sonst ist es kein Mittel, sondern blos ein Titel. Dieser Titel heißt Caution. — Es ist von 2000 fl. und 4000 fl. die Rede gewesen. Sie ist durch Stimmenmehrheit von der Kammer der Abgeordneten auf 1000 fl. und 2000 fl. ermäßigt worden. Nennen das die Liberalen ei-

nen Sieg? Wahrlich es ist ein trauriger! Wenn Caution seyn soll, so muß es nicht blos Form, Spielerei seyn, und das ist die unbedeutende Summe von 1000 fl. und 2000 fl. ganz gewiß. Wird ein solcher Mattbehelf etwas nützen? Ist auch nur Einer unter Allen, die dafür gestimmt haben, der glauben kann, die Garantie von tausend Gulden wird die Journalisten hemmen? Unmöglich! Nur große Cautionen können einigermaßen nützen, kleine bleiben lächerlich. Wahrhaftig, wenn ein Journalist nicht Credittalent, und nicht Talentcredit genug hat, um 4000 fl. Caution aufzutreiben, um dessen Journal ist kein Schade. Man hat in den letzten Sitzungen der Kammer der Abgeordneten vor der Abstimmung die Nummer eines Journals kursiren lassen, um die noch unbestimmten Stimmen zu stimmen. Ich will über die Zulässigkeit eines solchen papiernen Stimmhammers nicht sprechen, will doch aber dabei aufmerksam machen, wie vor kurzer Zeit ein sehr geachtetes und geistreiches Mitglied der Kammer, einem Staatsbeamten es zum Vorwurf machte, daß er einen Zeitungsartikel, der im Sinne der Regierung geschrieben war, den auswärtigen Behörden empfehlend zuschickte. Nun muß ich die Frage wiederholen: den liberalen Catharr wollt ihr erlauben, und den royalistischen Husten verbieten? Wenn sich die Liberalen erlauben, vor der Abstimmung einen Zeitungs-Plumpsack herumgehen zu lassen, um ihn den Schwankenden die journalistischen Truth auf die Brust zu setzen, damit dieser geängstigten Brust derjenige Abstimmungsschrei entfahre, der ihnen gefällt; warum

soll die andere Parthei nicht auch einen Zeitungsplumpsack herumgehen lassen dürfen? haben denn blos die Liberalen ein Privilegium auf Zeitungsplumpsäcke? Ich will hier weder die eine noch die andere Parthei rechtfertigen, aber was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig, und am Ende kömmt es auf den Vergleich der beiden Gascognier heraus, die nach einem langen Streit darüber, wer von ihnen die schönsten Füße habe, sich endlich dahin verglichen: ich übersehe dir deine Frostbeulen, übersehe du mir meine Hühneraugen!

Die Caution ist, oder soll von doppelter Art seyn. Für Blätter, die nur dreimal wöchentlich erscheinen, ein tausend Gulden, für Blätter, die öfter als dreimal erscheinen, zweitausend Gulden. — Es scheint also, man schätzt die journalistische Bedeutsamkeit quantitativ und nicht qualitativ ab. Man mißt die Gefährlichkeit der Publizität nach der Elle, und meint, sechs Ellen wöchentliche Journalistik ist offenbar schädlicher, als nur drei Ellen. Diese Ansicht ist grundfalsch. Vor Allem ist nichts leichter, als dieser höhern Caution zu entgehen, ohne die Ellenzahl eingehen zu lassen. Die Journalisten geben sodann nur dreimal das Blatt heraus, aber statt es in Octav zu geben, werden sie es in Folio geben; so wie jener auf Diät gesetzte Bauer zu seiner Mutter sagte: „Ich esse gewöhnlich zwölf Klöse, heute darf ich nur sechse essen, liebe Mutter, mache sie also heute noch einmal so groß."

Es kann nicht darauf ankommen, wie viel geschrieben wird, sondern was und wie viel geschrieben wird. Das Format und die Letternmasse in einem Journal kann ihre Bedeutsamkeit eben so wenig ausmachen, als das Format und die Einwohnerschaft eines Landes ihre moralische Kraft ausmachen kann.

Also nicht die extensive Größe eines Dinges, sondern seine intensive Größe macht seine Bedeutung aus. Die Schädlichkeit eines Journals bleibt dieselbe, ob es dreimal oder sechsmal in der Woche erscheint.

Was das Geschwornengericht betrifft, davon ist für die Schriftsteller aus dem einzigen Grunde kein Heil zu hoffen, weil die Befähigung zu einem Geschwornen ganz dem Zufall bloßgegeben ist. Es ist und kann nicht bestimmt werden, welche Vorkenntnisse, welche geistige Bildung sie haben müssen, um über die Werke des Geistes, um über die feinsten Wendungen einer geschickten Autorfeder, um über den geistigen Verstoß der Satyre, um über den edlen Zorneifer der Wahrheit, um über das geschmeidige Ringeröl der Ironie, kurz, um über die tausend und abermal tausend Gestaltungen und Bildungen der schriftstellerischen Meinungsäußerungen ihr Votum abgeben zu können. Trotz allen vorbeugenden Formen, trotz des Verwerfens der Geschwornen, sowohl von Seiten des Angeklagten, als von Seiten des Staatsanwaltes, ist der Fall doch leicht möglich, daß die zwölf Apostel, die noch zum Geschwornenge-

richt da bleiben, durchaus jene Capazität nicht beſitzen, und über das Produkt eines Schriftſtellers, um vielleicht über das fein gewobene Geiſtesſpiel einer gewandten Feder aburtheilen zu können.

Man will dagegen einwenden, daß dieſe Geſchwornen blos das „ſchuldig" auszuſprechen haben, die Anwendung der Strafgeſetze aber auf vorliegenden Fall haben nicht ſie zu beſtimmen. Allein das „ſchuldig" ganz allein iſt die Hauptſache. Es iſt weit weniger daran gelegen, wenn Einer, der als ſchuldig erkannt iſt, um fünf Gulden mehr bezahlt, oder um vier und zwanzig Stunden länger eingeſperrt wird, wie er hätte ſollen, als wenn ein Unſchuldiger ſchuldig, oder ein Schuldiger unſchuldig befunden wird.

Die deutſche Butter in Bezug auf deutſche Literatur, Kunſt und Cenſur.

Wenn man viel reiſ't, ſo lernt man nicht nur viel Menſchen kennen, welches eigentlich der Mühe gar nicht werth iſt, denn je mehr Menſchen man kennen lernt, deſto mehr ſieht man ein, wie wenig Menſchen man kennen lernt; aber man lernt auch verſchiedene Butter kennen! Ich habe ſeit Jahren die Bekanntſchaft mit Preußiſche, Oeſterreichiſche, Pommerſche, Mecklenburgiſche, Sächſiſche, Altenburgiſche, Schweizeriſche, Tyroleriſche, Bayeriſche, freie Hanſeſtädtiſche, freie Reichsſtädtiſche, unfreie Braunſchweigiſche und unfreie Heſſenkaſſelſche, Badiſche, Würtembergiſche Butter gemacht, und habe Gelegenheit gehabt mit herzinniger Freude zu ſehen, daß der Deutſche ein guter Unterthan iſt, ſogar bis auf die Butter! Ueberall iſt die Butter mit dem Land- und Stadtwappen verſehen. Der geliebte Namenszug des Regenten und oft auch

ſein Bild iſt auf ihr abmodellirt; bald in der Form eines Herzens und bald in der Form eines Kranzes, iſt ſelbſt die Butter ein Zeichen der Treue des deutſchen Volkes! Mit welchem ächtpatriotiſchen Hunger habe ich mir oft ſo ein Stück von einem hohen Haupte auf das Brod geſtrichen! Dabei aber fiel mir ein, daß eigentlich dieſe Butterliteratur viel beſſer betrieben werden müßte, und daß man ordentliche Butterpreſſen anlegen ſollte.

Unſere Journaliſtik z. B., iſt ſie nicht ganz und gar dazu gemacht auf Butter geſtrichen zu werden? Man nehme einmal den Fall an, liebe Leſerin, der „Bazar" würde Dir als Frühſtückblatt auf Butter gedruckt gebracht, Du leſeſt ihn durch, und ſtreichſt ihn dann auf die Semmel; da haſt Du doch wenigſtens einen Genuß, und Du kannſt mit Recht ſagen: „ich liebe den „Bazar" zum freſſen!"

Oft hätte dann der Leſer den Vortheil, ſich ſeine Blätter ſelbſt ſalzen zu können! Die Polizei hätte auch großen Vortheil; denn geſetzt, ſie belegte einſt ein ſolches Butterblatt mit Beſchlag, und der Redakteur recurrirt ans Miniſterium, ſo zerfließt indeſſen das Blatt auf der Polizei, und ein Blatt, das einmal polizeilich zerfloſſen iſt, kann nicht wieder losgegeben werden. Für die Cenſur wäre ein ſolche Butterliteratur ein geſundes Eſſen, im buchſtäblichen Sinne des Wortes. Die Stelle, die ſie herausſtriche, die ſtriche ſie ſich ſogleich aufs

Brod! So ein Bücher- und Zeitungsstreicher ist noch viel ärger als ein Landstreicher, denn ein Landstreicher nimmt die schönen Stellen nicht mit, die er durchstreift, so ein Bücher- und Zeitungsstreicher aber, der noch oft ein Wasserstreicher ist, steckt die schönen Stellen ein, die er durchstreicht, wer nach ihm kömmt, findet sie nicht mehr. Ein solcher Streicher also hätte den Vortheil, daß er die seditiösen Stellen ganz aus der Welt schafft. So ein Buttercensor beriethe sich oft mit seiner Köchin über das literarische Produkt. Ist die Butter frisch und kernig, so wird mehr herausgestrichen, ist sie alt und ranzig, so wird in Gottesnamen das Admittitur darauf gegeben. Wie nun in gewissen Staaten, z. B. in Preußen, der Censor alle Monat angeben muß, wie viel er von diesem und jenem Autor gestrichen hat, so würde er sodann ungefähr Folgendes einreichen:

Von der Voß'schen Zeitung im Monat März
herausgestrichen . . . . . 2 Pfd. Butter
Vom Berliner Courier . . . . . 10 = =
Von der Schnellpost . . . . . 50 = =
u. s. w. u. s. w.

Je mehr Butter er herausgestrichen hätte, desto mehr Belobung bekäme er von dem Censurcollegium; das Belobungsdekret, dito auf Behördenbutter gedruckt, lautete dann wie folgt:

„Wir geben hiermit dem Herrn Censor X., der in einem Jahre an 40,000 Zentner Butter von armen Schriftstellern zusammenstrich, unsere volle Zufriedenheit zu erkennen. Er fahre fort in das Geschlecht der literarischen Butter hinein zu wüthen, denn die Schriftsteller brauchen gar keine Art von Fett zu besitzen; u. s. w.“

Sodann denke man sich, wenn die Industrie und der Kunstsinn so weit getrieben würden, Grabsteine, Denkmäler, Monumente, Civil-Verdienstmedaillen und Münzen aus Butter zu setzen und zu prägen! Die Grabsteine, welche die heutigen Eheleute sich gegenseitig setzten, dauerten gerade so lange als ihr Schmerz, und die Denksteine, den heutigen Schriftstellern gesetzt, dauerten gerade so lange als ihr Nachruhm. Civil-Verdienstmedaillen aus Butter sind für die heutige Lage Europas die besten und signifikantesten. Denn was bei heutiger Gestaltung ein Verdienst ist, wird bei der morgenden ein Verbrechen, wenn nur noch eine Sonne aufgeht, so steht der Butter-Civilverdienstmedaillen-Besitzer auf, und sein Verdienst ist weggeschmolzen, aber auch seine Medaille! Blos für unsere Theaterzettel wäre die Butterdruckerfindung kein Vortheil; denn da wir ein und dasselbe Stück so oft wiedersehen, so kann man wohl bei Metalllettern gleich den Satz stehen lassen, aber wenn wir so einen Buttertheaterzettel gleich stehen lassen wollten, so würde der Zettel alt werden, und der Theaterabonnent brauchte nicht erst den Zettel zu lesen um zu wis-

sen, daß ein altes Stück wiederholt wird, sondern er würde es riechen und gleich ausrufen: „pfui, das Stück ist ranzig!" Am drolligsten müßte eine Butterpartitur unserer neuesten Opernzusammensetzung seyn! Die Reminiscensen, die alle in der Originalbutter übertragen wurden, wären bald zu erkennen, und in dieser Butterpartitur fände man die Butter aller Nationen mosaikartig zusammengefügt: Mozart-Butter, Beethoven-Butter, Weber-Butter, Spontini-Butter, Winter-Butter ꝛc. ꝛc. Der Clavierauszug aus einer solchen Butterpartitur wäre dann nichts als ein destillirter Käs' großer Componisteure! Einen eigenen Reiz und Zauber hätte die Butterliteratur für Liebende und Verliebte! Ein Billet-doux auf Maibutter ist gewiß das Zarteste was ein liebendes Herz ersinnen kann! Er kann ihr die weichsten Empfindungen symbolisch an den Tag legen; sie drückt das Billet-doux erst an die Lippen, dann durch die Kehle in das Herz und kann ihm antworten: „ich habe Dein geliebtes Billet-doux von heute Morgen mit Begierde verschlungen!" Und nun gar Liebesgedichte! einen Galanterie- und Liebesbazar auf Butter zu drucken, müßte eine wahre Wonne seyn! Die recht gemüthlichen auf ganz weißer und die eifersüchtigen auf gelber Butter. Wie glücklich wäre dann der Dichter! Es kann kein Zweifel herrschen, ob sie das Gedicht auf sich bezieht, oder nicht, denn sie kann am Fenster harren bis er vorübergeht, und dann sein Sonnett oder sein Madrigal mit zärtlichem Blick auf eine Semmel streichen, und er hat sodann die Ueberzeugung, daß sie von seinen

Worten durchdrungen ist! Ist es vergebens, macht das Gedicht keinen Eindruck, und wurde vom Werke blos die Butter, aber nicht die Grausame gerührt, so läßt man die Butter auskochen und hat den Trost! *) als Grundsatz!

*) Buttertrost, so heißt in der Kunstsprache der Bodensatz gekochter Butter.

Das hausirende Siebengestirn.

Es gab eine Zeit, in welcher noch keine Aufklärung herrschte. Du, lieber Leser, wirst Dich deren schwer mehr zu erinnern wissen, es sind schon undenkliche Jahre, und die ganze Welt war noch in Finsterniß befangen. Du, mein aufgeklärter Leser, kannst Dir aber denken, welche traurige Zeit es gewesen seyn muß! Keine Aufklärung! Nirgends wurde alle drei Schritte ein Mauthhaus errichtet; nirgends schlug das Volk den Juden die Fenstern ein; nirgends führte man neue Liturgien ein; nirgends hetzten Priester das Landvolk gegen die Städte auf; nirgends war eine Censur zu sehen, kurz es war eine traurige, unaufgeklärte Zeit.

Da beschloß der Herrscher der Welt, Jupiter, die Menschen glücklich zu machen.

Man weiß nicht, was den Herrscher bewogen hat, eine solche bizarre Idee ausführen zu wollen; seine Mitregenten Neptun und Pluto lachten herzlich und sagten: „ah, sire, que vous êtes drôle!“ Indessen, wenn ein Herrscher eine Laune hat, führte er sie aus, sogar auch die, die Menschen glücklich zu machen.

Jupiter berief also das Siebengestirn und sagte: „Macht Euch auf und steigt hinab zu den Menschen, ihr sollt alle Tage zwei Gulden Diät und freie Reisekosten haben. Ich will die Menschen glücklich machen, aber wenn man ihnen das Glück schenkt, so achten sie es nicht, darum sollt ihr es ihnen verkaufen. Einer von Euch nimmt Verstand, der Andere Tugend, der dritte Gesundheit, der vierte langes Leben, der fünfte Ehre, der sechste Vergnügungen, der siebente Geld mit. Damit geht hausiren und verkauft an die Menschen, so viel sie nur wollen. Adieu, que Dieu vous prenne en sa sainte garde!“

Die sieben Sterne packten ihre sieben Sachen in sieben Kasten ein und fingen in der ersten besten großen Stadt zu hausiren an.

„Kauft Verstand!“ schrie der erste; „Verstand kauft! ihr könnt ihn brauchen; schönen, neuen Verstand, recht billig! kauft Verstand, rare Waare! schöne Waare!“ Ein allgemei-

nes Gelächter entstand. „Eine lustige Dirne!“ sagten einige junge Herren mit Glacee-Handschuhen und Reitgerten, denn die sieben Sterne giengen als Mädchen verkleidet, „schade, daß sie schon etwas passirt ist!“ Sie gieng durch die Straßen und schrie: „Kauft Verstand!“ Alle Leute lachten zu den Fenstern heraus. Sie gerieth in einen philosophischen Hörsaal und rief: „Kauft Verstand!“ Die Zuhörer lachten, der Professor warf ihr seine Dose an den Kopf, und sie zog aus der Stadt.

Da kam der Thorschreiber: „He! Person, was hat sie in ihrem Kasten?“ — „Verstand!“ — „Verstand? da müssen Sie Accise davon geben, was ist das für ein Ding? Das ist gewiß Contrebande, komm' sie zu der Obrigkeit.“

Die Obrigkeit fragte: „Was hat Sie?“ — „Verstand!“ — „Was Verstand! für die Obrigkeit haben wir schon Verstand genug, und den Bürgern, so wie dem gemeinen Volke, wäre solch ein Luxusartikel über ihren Stand. Auch wäre es Sünde, wenn für solche Waare das Geld aus dem Lande geschleppt wird. Packen Sie sich, und bezahlen Sie zwei Gulden und sieben und dreißig Kreuzer und zwei Pfenning Gerichtskosten.“

Der Stern mit dem Verstande wurde aus der Stadt gebracht und bedeutet, sich da nie wieder blicken zu lassen.

Da kam der zweite Stern und schrie: „Kauft Tugend! Tugend kauft! schöne, feste Waare! hält Leib und Seele warm! kauft!“

Da flüsterten die Leute sich zu: „Die ist verrückt!“ Die Reichen sagten: „Wir haben Möbel genug, wo sollen wir die Tugend hinsetzen?!“ Die Armen sagten: „Was sollen wir arme Leute mit einer so kostbaren Waare, es glaubt uns doch kein Mensch, daß wir sie besitzen!“ Die jungen Mädchen sagten: „Tugend? das fehlt uns noch, wir kriegen ohne Tugend keinen Mann, geschweige denn mit Tugend!“ Die jungen Herren sagten: „Die Tugend? o wir haben schon zwei Reitpferde, drei Jagdhunde und einen Jockei, wer kann das Zeug alles auffüttern!“

Eine einzige Steuer-Einnehmer-Adjunkts-Wittwe fragte halb höhnisch: „Was kostet denn der Bettel?“

„Nichts,“ antwortete der Stern, „als die Mühe sie zu bewachen.“

„Warum nicht gar!“ sagte die Steuer-Einnehmer-Adjunkts-Wittwe, und schlug ihm die Thüre vor der Nase zu; „da wird man sich noch zwei Grenadiere halten, um so ein bischen hergelaufene Tugend zu bewachen!“ Der Stern zog mit seiner Tugend auch ab.

Da kam der dritte Stern herbei und rief: „Kauft Gesundheit! Gesundheit kauft!“ Da kamen wohl manche und wollten kaufen, allein es waren größtentheils solche, welche die Gesundheit schon oft mit Füßen getreten, auf sie losgestürmt und sie mit Gewalt zum Hause hinausgejagt hatten; zu denen wollte die Gesundheit nicht wieder zurück. Einige andere fragten: Was ißt die Gesundheit, was trinkt sie und wie muß man sie sonst behandeln und pflegen?“ Da antwortete der Stern: „Sie ißt sehr mäßig, trinkt blos helles, reines Wasser, muß pünktlich zu Bette und mit der Sonne wieder herausgebracht werden.“ Da sahen die Leute den Stern verächtlich an, und ließen die Gesundheit aus der Stadt ziehen.

„Kauft langes Leben!“ rief nun der vierte Stern, und Alles drängte sich herzu, um langes Leben zu kaufen. Einige Kapitalisten wollten den ganzen Kasten für sich allein kaufen; der Adel ließ Wache bringen, damit sich der Bürgerliche nicht auch an das lange Leben hinzudränge; die Geistlichkeit sagte: „Wer langes Leben kauft, muß von zehn Jahren ein Jahr an uns abliefern,“ und der Magistrat bestimmte, wer langes Leben hat, müsse eine „Langelebens-Steuer“ bezahlen. Die Todtengräber aber verklagten den Stern auf Brodverkürzung; die Gesundheits-Polizei beschloß also: „Leben und leben lassen, wenn das Volk lange leben wollte, so kämen die Todtengräber zu kurz; vom langen Leben sollten also nur der hohe Adel, die Stabsoffiziere, die löblichen Behörden kaufen dür-

fen; aus besonderer polizeilicher Gnade erlaube sie auch Allen, die zu lebenslänglichem Gefängniß verurtheilt sind, auch davon zu kaufen." Adel, Stab und Behörde drängten sich also um langes Leben zu kaufen.

„Ihnen zu dienen!" sagte der Stern; „aber haben Sie denn von meinen drei Schwestern gekauft? Ohne Verstand, Tugend und Gesundheit nützt Euch langes Leben gar nichts!" Da liefen Alle davon, diese drei zu suchen, fanden sie aber nirgends mehr.

Nun kam der fünfte Stern: „Kauft Ehre! Ehre kauft! zarte Waare! delikate Waare!" Da stürzte alles wüthend herbei. Mit Mord, Todtschlag, Duell und Flintenschüsse wollten sie die Ehre an sich reißen. Als der Stern das rasende Getümmel sah, öffnete er seinen Kasten mit Ehre; Titel, Sterne, goldene Schlüssel, Kreuze, Bänder und mehr dergleichen Dinge fielen heraus und Alle griffen begierig nach diesen Dingen und liefen jubelnd davon. Aber die wahre, rechte Ehre blieb noch im Kasten, denn sie war in allen diesen Sachen blos eingemacht, sie selbst aber war so fein und zart gearbeitet, daß sie von allen diesen Leuten, die Alle insgesammt das Zeichen für die Sache hielten, gar nicht wahrgenommen wurde. Der Stern packte also die wahre Ehre wieder ein und zog mit ihr ab.

Nun nahete der sechste Stern und rief: „Kauft Vergnügungen! warme, laute, fröhliche Vergnügungen!“

Da kam die Jugend beiderlei Geschlechts, fielen mit solchem Ungestüm über den Stern her, daß sein Kasten zerbrach und die Vergnügungen am Boden herumkugelten. Da rissen sie sich einer dem Andern die Vergnügungen aus der Hand, jeder wollte gerade die des Andern haben. Sie zerrissen dieselben, so daß nicht ein Vergnügen ganz und vollkommen blieb. Der Eine ärgerte sich, daß der Andere gerade das Stück hatte, welches ihm fehlte. Dann waren sie gerade an die unrechten Dinge gekommen. Die Frauenzimmer griffen nach Reiten und Jagen, die Männer nach Putzen und Schnüren, die Dicken und Unbehülflichen nach dem Tanz, die Harthörigen nach Musik, die alten abgelebten Männer nach Liebe und die alten Matronen nach Schwärmerei, kurz nicht einer war zufrieden. Der Stern packte seine Vergnügungen wieder ein, und zog aus der Stadt. Als er aus der Stadt kam, sah er den letzten Stern, welcher das Geld hatte, in Ohnmacht liegen. Er brachte ihn mit Mühe zu sich, und dieser erzählte: „Kaum nahete ich mich dem Thore und sagte, daß ich den Leuten Geld geben wollte, als Alles wie die Wölfe Sibiriens auf mich losschnappte. Gerade diejenigen, welche schon das meiste Geld hatten, waren am rasendsten; als ich alles weggegeben habe, wollten sie noch haben, durchsuchten mich, rissen mir die Kleider vom Leibe, rissen mir das Maul auf, ob ich kein Geld darin

verborgen habe, und als sie sahen, daß ich wirklich nichts mehr besaß, warfen sie mich unter Schimpfen und Schlägen zum Thore hinaus."

Ein paar Stunden vor der Stadt fanden sich die sieben Sterne zusammen, traten die Rückreise gen Himmel an, und statteten dem Herrscher Jupiter Bericht von ihrer unglücklichen Sendung ab. Als Jupiter sah, wie begierig die Menschen nach Geld und Vergnügungen sind, so beschloß er diese zwei Dinge von nun an nur denen zu geben, die Verstand und Tugend besitzen.

Ob nun dieser Ausspruch wirklich in Erfüllung gegangen, oder ob er in Stocken gerathen ist, davon meldet die alte Historie nichts, ich kann es Dir, lieber Leser, also auch nicht bestimmt mittheilen. Solltest Du etwas Näheres darüber erfahren, so würdest Du mich sehr verbinden, wenn Du mir darüber einiges Licht geben wolltest.

Der Kenner des weiblichen Geschlechts.

Die Mädchen haben vier Zeitalter:

1. Das goldene: von 16 bis 21 Jahren.
2. Das silberne: von 21 bis 28.
3. Das plattirte: von 28 bis 35.
4. Das eiserne: von 35 bis ans Ende.

Im „goldenen Zeitalter" ist alles golden! Das goldene Frühroth des Lebens schimmert um die goldenen Locken; goldene Träume vergolden ihre Morgenstunde, die Gold im Munde hat. Lauter Goldjungen umgaukeln ihre Schritte; Dichter schlagen die goldene Leyer in goldenen Saiten für ihren Reiz; lauter Goldfische drängen sich ins goldene Netz! Sie sind aber selbst sehr golden in diesem goldenen Zeitalter! wie reines Gold ist der lautere Blick; die Stimme ist reiner Goldklang

und zwiſchen Natur und erlaubter Eitelkeit halten ſie die goldene Mittelſtraße. Aber ſie wollen auch alles in Gold und halten auch alles für Gold! Derjenige, dem ſie ihre Hand geben, muß wenigſtens alles Gold des Patkols beſitzen, oder ein goldenes Gehänge muß in ſeinem Knopfloche hängen, oder ein goldener Titel muß das Blei der Perſon übergolden; dann halten ſie auch den falſchen Redeſchein für ächtes Gold und nehmen die erheuchelte Thränenfluth für ächtes Goldwaſſer. Dieſes goldene Zeitalter dauert fünf Jahre. Leider tragen die Frauenzimmer dieſe fünf Goldbarren nicht in die Münze der Vernunft, um ſich, wie man gewöhnlich thut, einen Mann daraus zu prägen, ſie zerzupfen und zerfetzen ſie zu Zupfgold der Galanterie und Eitelkeit, zu Charpie für die Wunde getäuſchter Erwartungen und überſpannter Pläne und Wünſche; ehe man ſichs verſieht, iſt das goldene Zeitalter zu Ende und das ſilberne beginnt!

2.

Das ſilberne Zeitalter.

Von 21 bis 28 Jahr.

Wenn die Mädchen am Ende der dreimal ſieben ſtehen, da iſt das Gold, das Rauſch- und Flittergold verflogen. Die erſte Jugend, dieſes Gabelfrühſtück des Teufels, iſt dahin, und das ſilberne Zeitalter beginnt. Die Mädchen halten ſich nun nicht wie Goldmedaillen in Saffianfutteralen, wie Louis-

d'or in ſeidenen Börſen verborgen, ſondern ſie fangen an wie Silbermünzen ſich mehr unter die Leute zu miſchen und zu kurſiren. Noch immer iſt guter Klang und Werth da, beſonders wenn das Gepräge noch in urſprünglicher Reinheit ſich auf der Münze erhalten hat. Aber dieſe ſieben Silberjahre gebrauchen ſie zu einem ſiebenjährigen Krieg, in welchem die noch immer bedeutende Reſervearmee von Schönheit und Anmuth, gegen den männlichen Feind heranrückt, welcher ſich leider, wie König Friedrich oft im ſiebenjährigen Kriege gethan hat, blos in ſeinem Lager verſchanzt, ohne zum Angriff herausgelockt werden zu können. Es iſt unſtreitig, für mich wenigſtens, daß die Mädchen in dieſem ſilbernen Zeitalter am liebenswürdigſten und unumgänglichſten ſind, ſo wie ächt chineſiſcher Thee beim ſpätern Aufguß ein milderes Aroma gewährt als bei dem erſten, wo noch die wilde, betäubende Kraft in ihm wohnt. Mädchen, die im Sonnenſtrahl ihrer goldenen Zeit wie die jubilirenden Lerchen hoch in die Luft ſich verſteigen, und ihren Geſang nur für die Höhen anſtimmten, ſtreichen im ſilbernen Zeitalter, wie die Schwalben beim Regenwetter, hübſch nieder, am Saum der Erde, ſo daß auch die Hand der Unhochgebornen ſie zu haſchen vermag. In dieſem ſilbernen Zeitalter haben ſie die beſcheidenſte Idee von ſich und die allerſchätzbarſte von den Männern; man braucht nur das Bäumchen der Gelegenheit ein wenig zu ſchütteln und die „Ja" fallen wie mürbe Aepfel von allen Zweigen; natürlich ſpreche ich von dem armirten: ja, d. h. von dem mit Ring

und Haube armirten. Kurz, in diesen sieben Jahren studiren sie Humaniora.

3.

Das plattirte Zeitalter.

Von 28 bis 35 Jahren.

Nun kommt die böse Sieben! Das Gold des Frühlings und das Silber des Nachfrühlings ist fort und sie fangen an sich im falschen Feuer zu vergolden! Sie hören auf pikant und fangen an pikirt zu werden. Sie betrachten das männliche Geschlecht mit Grimm; die Essigmutter fehlgeschlagener Hoffnungen macht ihr ganzes Leben säuerlich, sie werden aufs Neue gespreizt, preziös, geziert; jeder Mann hat nun für sie einen positiven und einen negativen Pol; kurz sie sind wie eine Sphinxe, sie lächeln, aber die Klauen sind krampfhaft zusammengezogen. Nun fangen sie an Alles zu plattiren: Haar und Wange und Herz. Ihre Liebe und ihre Neigung ist plattirt Neusilber. Der Silberblick ist erborgt, die Zeit reibt ihn weg.

4.

Das eiserne Zeitalter.

Von 35 bis ans Ende.

Nach den sieben magern Kühen des plattirten Zeitalters, kommt die große Hungersnoth und die Dürre aller Empfin-

dungen. Fünf und dreißig Jahre, da ist der Aequator des menschlichen Lebens, es theilt das Leben in die südliche und nördliche Hälfte, die südliche ist zurückgelegt und auf der nördlichen blühen den Mädchen keine Paradiese mehr. Sie fangen nun an allen Hoffnungen und Wünschen den eisernen Abschiedsbrief zu schreiben; sie schicken sich in die eiserne Nothwendigkeit, und umfassen das Leben mit eisernen Schienen; sie ergeben sich mit eiserner Geduld dem eisernen Zahn der Zeit, und harren bis zum großen Tag, wo Gold, Silber und Eisen keinen Klang haben wird, und blos die Seele, die ewig jung bleibt, aufstehen wird aus der eisernen Truhe!

Dreiköpfiges.

Die Natur scheint ein wenig das Gleichgewicht herstellen zu wollen. Es werden so viele Menschen ohne Kopf geboren, jetzt werden, wie die Zeitungen melden, Kinder mit drei Köpfen geboren. Die Natur wird es noch so einrichten, daß in jeder Familie eine Person mit so vielen Köpfen geboren wird, als sie Mitglieder hat, die andern aber haben gar keinen Kopf. Dieser, der für die ganze Familie Köpfe hat, muß eben nicht der Majoratherr seyn; der hat Güter, zu was braucht er Köpfe?

So ein dreiköpfiger Mensch kann dem Staate sehr nützlich werden, indem man ihn in drei Aemtern beschäftigen kann, braucht ihm aber nur für einen Magen zu essen zu geben und nur auf einer Brust zu bebändern. Ja, wenn ein

solcher Mann auch zuweilen den Kopf verliert, wie das bei Staatsdienern zuweilen der Fall ist, so hat er doch noch zwei Köpfe in Reserve.

Es könnten aber zuweilen komische Scenen entstehen. Zum Beispiel ein solcher Kleekopf ist Finanzrath mit einem Kopfe, Medizinalrath mit dem Andern und Forstrath mit dem Dritten. Eines Tages verliert er seine Köpfe, will sie schnell wieder aufsetzen und vertauscht sie. Der Forstrath setzt den Finanzkopf auf, der Finanzrath den Medizinalkopf und der Medizinalrath den Forstkopf. Man denke sich nun die Verwirrung. Der Medizinalrath läßt den Finanzen so lange zur Ader, verschreibt so viel Blutigel, daß sie aus Schwäche Wasser im Gehirne absetzen und dahin sind. Der Finanzkopf macht in dem Forste ungeheure Operationen, Reduktionen, läßt den Bäumen die Rinde über den Kopf abziehen, bis der Forst ganz gesichtet und gelichtet ist. Der Forstkopf endlich läßt die Medizin ganz ausholzen! — Ein anderes Beispiel könnte noch traurigere Konfusionen veranlassen. Ein solcher Kleekopf könnte mit einem Kopfe ein geborner Edelmann, mit dem Andern ein Bürgerlicher und mit dem Dritten ein Jude seyn. Der Jude ist aber reich, der Bürgerliche ein gescheidter Kerl und der Edelmann ein Simpler. Nun will der Edelmannkopf mit dem Bürgerkopf nicht in Gesellschaft gehen und der Bürgerkopf will mit dem Judenkopf nicht zusammenwohnen. Allein der Edelmannkopf muß den Bürgerkopf haben,

weil er klug ist, und der Bürgerkopf kann ohne Judenkopf nicht seyn, weil er Geld hat. Bei dem Goldkopf vereinigen sich endlich alle Extreme. Nun stelle man sich diese, sich kreuzenden Interessen und Köpfe vor. Ein dritter Fall könnte noch drolliger seyn; man stelle sich einen Dreikopf vor, von denen der eine Kopf verheirathet ist, der Andere ein Weiberfeind und der Dritte ein Mädchenjäger u. s. w. u. s. w.

Lesen übt den Verstand.

„Hoher Sinn liegt oft im
kindischen Spiel!“
Schiller.

Manchmal lies't der Mensch ganz unbedeutende Sachen, so glaubt der Mensch; aber nichts ist unbedeutend, alles ist bedeutend. Der Mensch, der lies't, muß nur bedeutend seyn, das heißt er muß das Gelesene zu deuten wissen. Da fällt mir, in meiner Einsamkeit, das „zweite elementarische Lehr- und Lesebuch für Kinder zum Lesenlernen“ *) in die Hand. Ich schlag es auf und die erste Leseübung lautet so:

---

*) Straubing 1825.

„Hund"

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht. Er bellt, wenn ein Mensch kömmt. Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleisch, Milch und Brod."

„Der Hund riecht weit und läuft sehr schnell."

Nun werden viele Leser sagen: „Das ist albernes Zeug für Kinder!" Ich aber sage Euch:

„Hoher Sinn liegt oft im kindischen Spiel!"

Dieser Hund ist kein gewöhnlicher Hund! Diese ganze Stelle ist eine ungeheure Satyre auf einen Menschen, der ein Hund ist. Schon die Ueberschrift „Hund" bezeugt das laut; warum heißt es nicht: der Hund, oder: die Hündin, oder: das Hündchen?

Von einem wirklichen Hunde läßt sich doch das Geschlecht bestimmen! Aber von einem Hundemenschen kann man weder sagen ob er ein Mann oder ein Weib oder ein Kind ist, kurz ein Hundemensch gehört zu gar keinem ordentlichen Artikel!

Also, lieber Leser, das hätten wir nun herausgebracht, daß mit diesem „Hund" ein zweibeiniger Hund gemeint ist.

Aber, lieber Leſer, wir müſſen auch ſeinen Charakter herausbringen. Es heißt:

„Der Hund wacht bei Tag und Nacht.“

Was für ein Hund iſt das? Die Fleiſcher-, Müller- und andere Hunde, die ſchlafen am Tage und wachen in der Nacht; die Schooshunde ſchlafen in der Nacht und wachen am Tage; der Hund, der Tag und Nacht ſchlaflos iſt, kann alſo kein anderer Hund als irgend ein Redakteurshund ſeyn, welcher Tag und Nacht in Bierkneipen, in Schlachtbänken, in Weinkellern, in Schweinſtällen herumſchnupert und Pöbelhaftigkeit, niedrige Perſönlichkeiten, infame Zoten, niederträchtige Gemeinheiten, ſchmutzige Familienangelegenheiten, und den ganzen ſchmutzigen Behelf eines armen und niedrigen Geiſtes zuſammenſchleppt.

Nun aber, lieber Leſer, dringe mit mir tiefer in den ſatyriſchen Geiſt dieſes Leſebüchleins ein:

„Er bellt, wenn ein Menſch kömmt.“

Da ſiehſt Du? Nicht jeder Hund bellt, wenn ein Menſch kömmt, aber jeder Hunde-Redakteur bellt, wenn ein Menſch-Redakteur kommt! Die Hunde-Redakteurs unter einander bellen ſich nicht an. Der größere Fleiſcherhund-Redakteur und

das fistulirende Bologneser-Redakteurchen, der klaffende Redakteur-Bulle und das bellende, geifernde Redakteurspitzchen, sie schließen eine Hundeallianz, und garantiren sich gegenseitig ein sicheres Gebell, wenn ein Mensch unter sie tritt! Da klaffts und belferts, und bellts und klafft wieder und erinnert an Göthes Spruch:

„Es klafft der Spitz, es bellt der Mops,
Doch ihr bellen beweis't mir, daß wir reiten."

Nun aber, lieber Leser, bringen wir weiter in dem sarkastischen Lesebüchlein vor. Wir werden nun auch die moralische Ursache finden, warum ein solcher Redakteurhund bellt:

„Der Hund frißt kein Gras, wie der Ochs und die Kuh, er frißt Fleisch u. s. w.

Das war ein großer Menschenkenner, der das Lesebüchlein schrieb! Wenn so ein Hunde-Redakteur Gras fräße, wie ein anderer Ochs, so wäre er so wenig vom gemeinsten Brodneid durchdrungen, wie die Ochsen vom Grasneid. Er beißt ins Fleisch, weil jeder Geist ihm ein widerliches Gericht ist. Der Ausdruck: „er frißt Fleisch," beweis't, daß es kein gewöhnlicher Hund ist, denn die gewöhnlichen Hunde essen Beine. Nur ein Redakteurs-Hund beißt ins Fleisch, weil er nicht auf

die Beine kommen kann. O scharfsinniges Lesebüchlein! Nun hilf mir, lieber Leser, den letzten Satz erkennen:

„Der Hund riecht weit und läuft auch sehr schnell.“

Wer ist damit anders gemeint, als daß der Redakteurshund jeden Braten beim Schauspieler, Regisseur und Intendanten schon von Ferne riecht und hinschmarotzt? denn wenn er sattsam schmarotzt und Fleisch gefressen hat, läuft er sehr schnell, dasjenige zu schreiben, was ihm von dem Transchirmesser diktirt wurde. Da ein solcher Schmarotzerhund sehr schnell läuft, denn er muß einholen und ausholen, so ist's kein Wunder, daß er zu weit geht!

„So, mein geliebter Leser, haben wir glücklich herausgefunden, was für ein Schalk so ein Lesebüchlein-Verfasser ist!

Lebende Bilder.

1.

Der Pantoffelmann.

Das einzige Regiment, welches ohne Pulver und Blei, ohne Degen und Kanonen die ganze Welt beherrscht, ist das Pantoffelregiment. Dieses Regiment hat die Pfeile in den Augen, die Schwerter im Munde, den Kanonendonner auf den Lippen, heißes Blei in den Thränen, und ohne Patrontasche ihren Patron doch immer in der Tasche. Da dieses Regiment aus Frauen bestehet, so halten sie sehr auf gute Mannszucht, und liegen lieber in Garnison, als sie im Felde stehen.

Dieses Pantoffelregiment sucht sich immer seinen Mann heraus, den es kriegerisch besiegt, ein solcher Mann heißt in der Conversationssprache: ein Pantoffelmann, in der höhern

Mundart: ein zärtlicher Gatte, im reinen Hochdeutsch: un mari comme il faut.

Wer Du auch seyn magst, lieber Leser, wenn Du schon den Wunderring hast, den man an den kleinen Finger steckt, und der Dir doch Händ' und Füße bindet, Du bist entweder ein Pantoffelmann oder ein Pantöffelchenmann. Denn glaube mir, die gemüthlichste, die sanfteste, die allernachgiebigste Frau hat ein kleines Pantöffelchen, und das kleinste Pantöffelchen des sanftesten Eheweibchens tritt eine Männergeduld nieder.

Wir stehen alle unter dem Pantoffel; die Pantoffelnüancen von dem einer Frau, Geliebten oder Haushälterin, sind zart schattirt und schwer zu unterscheiden.

Indessen aber giebt es Pantoffelmänner, die es zu einer bedeutenden Höhe in ihrem Beruf gebracht haben, und die zuweilen ein wahres Ideal eines Pantoffelmannes genannt werden können.

Alcidor hat ein doppeltes Unglück, erstens hat er eine Frau, zweitens hat er eine schöne Frau; dabei ist das ein Glück, daß er keine Frau hat, sondern einen Herrn. Alcidor verhält sich zu seiner Frau, wie Amerikus zu Amerika, er hat ihr seinen Namen gegeben, sonst hat er ihr nichts zu befehlen. Des Morgens steht er auf, schleicht leise aus dem Zim-

mer, ſchaut in die Kinderſtube, weckt die Magd auf, giebt den Kaffe heraus, und erwartet in Demuth das Erwachen ſeiner Frau. Wie ſie die Augen aufſchlägt, iſt er niedergeſchlagen, wie ſie aufſteht, ſtehen alle ſeine Leiden mit auf. Er will ausgehen; unter vielen verſteckten Anſpielungen auf dieſen kühnen Wunſch, erkundigt er ſich, was ſie vorhabe, und erfährt, er müſſe zu Hauſe bleiben, weil ſie nothwendig ausgehen müſſe. Er will in Geduld eine Pfeife rauchen, da muß er ins Hinterſtübchen flüchten. Gegen eilf Uhr wird ihm erlaubt auszugehen, und ſie ſteckt ihm einige Groſchen in die Taſche mit der Ermahnung, keine unnützen Ausgaben zu machen. Er trifft auf der Straße einen lang entbehrten Freund, er möchte ihn gerne zu Tiſche mitnehmen, allein er wagt es nicht — ſeine Frau würde ihn ausſchelten. Der Freund bittet ihn, mit ihm zu ſpeiſen, er wagt es wieder nicht, ſeine Frau könnte böſe ſeyn.

Ein Freund ladet ihn auf Nachmittag zu einem Spaziergang, er kann es nicht beſtimmt verſprechen, er muß erſt ſeine Frau fragen. Es wird eine Subſcription zu irgend etwas eröffnet, er darf nicht unterzeichnen, ohne die Erlaubniß ſeiner Frau. Er ſoll für ſeine Kinder einen Hofmeiſter nehmen, er muß ſeine Frau bitten, ihn über ſeine Kenntniſſe ins rechte Licht zu ſetzen. Ein paar Freunde wollen ihn Abends beſuchen, er lehnt es ab, aus Furcht vor ſeiner Frau. Die Bürger errichten einen Leſeklubb, er darf nicht hingehen, weil

seine Frau nicht hingeht. Er hat eine Equipage, aber wenn er ausfahren will, erkundigt er sich erst bei dem Kutscher, ob die gnädige Frau noch nichts bestimmt hat. Wenn er ins Theater gehen will, muß er acht Tage früher darauf anspielen, die Hand küssen und den freundlichen Augenblick abpassen, ihre Erlaubniß zu erhalten. Sein Bedienter bittet um die Erlaubniß auszugehen, er getraut sich nicht, sie ohne Vorwissen seiner Frau zu geben. Seine Frau geht spazieren, er reicht ihr den Shawl, die Handschuhe, und fragt schüchtern, ob er sie begleiten dürfe.

Des Morgens muß er den Mops waschen, die Kanarienvögel füttern, die Seidenwürmer reinigen, das Clavier stimmen, den Faden aufwickeln, die Blumen begießen, die Noten zusammenlegen, in die Leihbibliothek gehen, ihr das Perspectiv putzen, die argandischen Lampen reinigen, und die Visitenkarten in Ordnung stecken; kommt sie nach Hause, und er hat alles gut gemacht, darf er Nachmittags ein halbes Stündchen ausgehen.

Er getraut sich seinen Kindern keine Unart zu wehren, keine Lehren zu geben und kein Geschenk zu machen. Kurz, er hat gar keinen Willen, blos seinen letzten Willen, der zugleich sein erster ist.

2.

Der Tauſendſapperments-Alles- und Nochmehrwiſſer.

Gewiß, lieber Leſer, ſind Dir ſchon allerlei Menſchenexemplare vorgekommen, von denen Du nicht weißt, wozu ſie der liebe Herrgott in das Herbarium des irdiſchen Lebens eingeſchaltet hat. Es ſcheint, als wären ſie zu nichts da, als um uns in Geduld und chriſtlicher Demuth zu prüfen. Man kann ſie nicht anders nennen, als Lebensgeißeln; wir müſſen ſie als Fügungen des Himmels, als eine Sendung des göttlichen Grimms ertragen und dulden. Ich thue aber noch mehr, ich benütze ſie. Ich betrachte ſie als Honorarſtoff des ewigen Vaters, den er ſeinem armen humoriſtiſchen Söhnlein hienieden beſchert. Ich ſehe in jedem Narren, in jedem Gecken, in jeder ſogenannten Lebensgeißel eine Anweiſung der weiſen Na-

tur an den Humor oder an den Witz, drei Tage nach Sicht eine gewisse Summe aus ihnen zu ziehen. Ein Narr, mein guter Leser, ist ein herrlicher Mensch, ein wucherndes Exemplar für die Satyre; nur mit dem dummen Menschen ist nichts anzufangen. Die Narren, das sind meine Leute; die Narren, das sind meine Majoratsgüter. Die werfen mir jährlich so und so viel ab. Das ist eine lebenslängliche Versorgung! Es giebt viele Menschen, die Reisen machen, um ausgezeichnete Menschen kennen zu lernen; das ist wahrlich nicht der Mühe werth. Die ausgezeichneten Menschen sehen sich am Geiste fast alle ähnlich. Aber ich reise, um Narren kennen zu lernen, und diese Narren müssen mir noch die Reise bezahlen!

Manchmal sitz' ich an einer Table d'hôte und lerne ein neues Exemplar Narren kennen. Da schätz' ich ihn gleich, und frage mich: „wie viel kann Dir der Narr in Bausch und Bogen einbringen?" Ist es ein ergiebiger Narr mit fettem Boden, so trink' ich sogleich ein Glas Champagner, und der Narr ahnt nicht, daß er mir ihn bezahlt.

Ich werde, lieber Leser, also zuweilen einen solchen Narren oder eine solche Lebensgeißel bei Dir versilbern. Ich werde Dir alle acht oder vierzehn Tage einen Narren in Essig und Oel vorsetzen, wie sie mir gerade im Leben unter die Schreibehände liefen.

Mit fünfzig Narren jährlich leb' ich prächtig; für zehn Narren mehr ſchaff' ich mir ſchon eine Equipage an.

Letzthin hielt ich um die Hand eines Mädchens an: „Haben Sie ein beſtimmtes Einkommen?" fragte der Vater. Ich führte ihn nach Hauſe, ſchloß meine Kiſten und Kaſten auf, und zeigte ihm, wie viel Narren und Geißeln ich ſchon für den Winter getrocknet bei Seite gelegt hatte, führte ihn ſodann in der Stadt herum, und zeigte ihm, wie viel dergleichen „Bons" ich noch grün herumlaufen hatte, da ſagte mir der Vater des Mädchens: „ich ſehe, Sie haben eine lebenslängliche Verſorgung, Sie ſollen meine Tochter haben!" ich war außer mir vor Freude darüber, daß ich eine Frau bekam, und nahm mir vor, mich deßhalb auch ſogleich als Narren zu benützen.

Heute, mein lieber Leſer, will ich einen Mann bei Dir zu Geld machen, der Alles weiß, und noch mehr! Nicht wahr, ein ſolcher Alles- und Nochmehrwiſſer iſt eine Rarität? Blos Alles zu wiſſen, iſt heut zu Tage keine Kunſt, dazu braucht man blos das Converſations-Lexikon, aber noch mehr zu wiſſen als Alles, das iſt der Plunder! Noch mehr als Alles ſteht nicht einmal in dem neueſten Supplementband des Converſations-Lexikons, und doch weiß es mein Wundermann!

Ich hatte auf meinen Reiſen das Glück, oft mit dieſem

Alles- und Nochmehrwiſſer an einer Table d'hôte zu ſpeiſen, und ich konnte Gott nicht genug danken, daß er in ſeiner groſsen Schöpfung nur ein Exemplar eines Alles- und Nochmehrwiſſers erſchuf; gäbe es zwei auf Erden, man würde bald eine Hungersnoth verſpüren; denn ein ſolcher Alles- und Nochmehrwiſſer hat alle Wiſſenſchaften ſo verſchlungen, daß das Verſchlingen ihm zur zweiten Natur geworden. Er betrachtet aber alle Gegenſtände im Leben wiſſenſchaftlich und verſchlingt ſie. Suppe, Fleiſch, Gemüſe, Braten, Salat, Käſe, Deſſert, kurz alles, was auf dem Tiſch ſtehet, iſt ihm wiſſenſchaftlich bekannt und wiſſenſchaftlich weiſs er alle Beſtandtheile u. ſ. w. Daher verſchlingt er ſie wiſſenſchaftlich, ſo daß er auch alles und noch mehr iſst. Von der Suppe z. B. weiſs er, und beweiſst es laut perorirend, daß ſie heiſs iſt, und daß ſie naſs iſt! Das weiſs zwar jeder Menſch, aber er weiſs noch mehr! er weiſs, warum ſie heiſs iſt, und warum ſie naſs iſt! und er beweiſst es laut perorirend: weil ſie beim Feuer ſtand, und weil ſie im Grund aus Waſſer beſteht! Das weiſs zwar jeder Menſch, aber er weiſs noch mehr! Er kennt die Augenſprache der Fettaugen auf der Suppe, und kommt von dieſen Augen auf Cocles, der nur ein Auge, auf Beliſar, der gar keine Augen, auf Argus, der tauſend Augen hatte, auf die Augen eines Pfauenſchweifes, auf die Augen im Käſe, auf das Auge des Polyphem, auf die groſsen Augen, die Cäſar machte, als er ausrief: „auch Du mein Sohn Brutus!?“ und auf die kleinen Augen, die Dido machte, als ſie mit

Aeneas in der Höhle ſich verhöhlte. Er kömmt von dieſen Augen auf die Hühneraugen des Achilles, und er beweißt aus ſeiner Kenntniß des Noch mehr als Alles, welche Augen der liebe Herrgott machte, als „er ſah, daß alles gut gemacht ſey!“ Dabei ſchreit er ſo, daß allen Leuten das Maul offen ſtehen bleibt, und indeſſen ißt er die ganze Suppe und noch mehr!

Beim Rindfleiſch weiß er ſogleich, ob und warum es hart oder weich iſt. Das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! Er weiß und beweißt es laut perorirend, daß es deßhalb hart, weil es zu wenig, und deßhalb weich, weil es zu viel gekocht hat.

Er hat den Ochſen, von dem dieſes Rindfleiſch iſt, perſönlich gekannt, er kommt von dieſem Fleiſch auf das Fleiſch der Rubenſchen Bilder, auf das Fleiſch der Ariadne von Danneker, auf die fleiſchliche Luſt, auf die eingefleiſchten Liberalen, auf das Fleiſch der Brandopfer in der Stiftshütte, auf das Fleiſcheſſen in den Faſttagen, auf das Befleiſchen eines architektoniſchen Gerippes u. ſ. w. Dabei ſchreit er ſo laut, daß allen Leuten das Maul offen bleibt, und indeſſen ißt er das ganze Fleiſch und noch mehr! Bei den Mehlſpeiſen weiß er ſogleich, ob es Schwarzmehl oder Weißmehl war; das weiß zwar jeder Menſch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es Weißmehl oder Schwarzmehl iſt. Er ſchließt daraus

auf den Charakter der Köchin und auf ihren loyalen Sinn. Er kommt von dieser Mehlspeise auf das Mehl, von welchem Sara den drei Engeln Kuchen buk; er hat das Mehl selbst gesehen und chemisch zersetzt. Von Sara springt er auf Robinson und sein Mehl, davon besitzt er selbst noch eine Handvoll; von Robinson schwingt er sich nach Unalaschka, wo sie Mehl aus Baumrinden haben, und wovon er selbst zwei Leib gebacken hat. Von Unalaschka giebt er sich einen höheren Schwung nach dem alten Rom, wo sich die Vestalinnen mit Mehl puderten, und er besitzt selbst noch einen solchen vestalischen Mehlpuderzopf! Von da läßt er sich in den Mehlthau herab, und erklärt, wie er eigentlich vom Himmel des Morgens auf die Erde falle, und wie er selbst einmal einen künstlichen Mehlthau fallen ließ, der alle Pflanzen täuschte. Von dem Mehlthau kriecht er zu den Mehlwürmern über, und behauptet, er selbst habe mehrere Mehlwürmer schon gemacht u. s. w. Dabei schreit er so laut, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und indessen ißt er die ganze Mehlspeise und noch mehr! Beim Braten weiß er sogleich, ob es ein Hasenbraten oder eine Lerche ist; das weiß zwar jeder Mensch, allein er weiß noch mehr! er weiß, warum es kein Hase oder keine Lerche ist. Von diesem Braten kömmt er mit vieler Eigenliebe auf den gebratenen Ochsen der vielen Freier Penelopens, von dem er eine lithographirte Abbildung besitzt; auf die gebratene Hand des Mutius Scävola, von der er noch einen halbversengten Daumennagel besitzt; auf das halb gebra-

tene Kalbfleisch, welches die Juden an Ostern essen müssen, und wovon er selbst aus Wißbegierde einmal acht Pfund versuchte; auf den Braten, den es für die Menschheit gäbe, wenn alle Freiheit abgeschlachtet würde u. s. w. Dabei schreit er so, daß den Leuten das Maul offen stehen bleibt, und er ißt den Braten und noch mehr!

Kurz, mein lieber Leser, er weiß alles, und immer noch ein bischen mehr. Wir wissen alle, daß die Welt aus Nichts erschaffen wurde; allein er weiß noch mehr! er weiß, wie das Nichts aussah, was es für ein Nichts war, und wie so es eigentlich Nichts war. Ja, er giebt nicht undeutlich zu verstehen, daß er unserm lieben Herrgott eigentlich dabei mit an die Hand gieng, wie er aus dem Nichts die Welt erschuf.

Wäre es also nicht schade, lieber Leser, wenn ich Dir die kleine Beschreibung dieses Alles- und Nochmehrwissers vorenthalten hätte?

3.

Der Glückspilz und der Unglücksvogel.

Alidor ist ein Glückspilz, Alfred ein Unglücksvogel; was jener unternimmt gelingt, was dieser unternimmt schlägt fehl. Unternimmt jener gar nichts, so dringt das Glück wie Sonnenstäubchen durch seine verschlossenen Fenster, und unternimmt dieser gar nichts, so stürmt das Unglück doch wie ein Samum über ihn herein. Alfred spielt das ganze Jahr in allen Lotterien und gewinnt nie eine Ambe; Alidor wird gegen seinen Willen ein Loos aufgenöthigt und er gewinnt den großen Treffen. Alfred bewirbt sich das ganze Jahr mühselig um ein Amt und erhält keines; Alidor bewirbt sich gar nicht, allein der Fürst bemerkt zufällig einen Zug um Alidors Nase, der ihn an eine theure Person erinnert, und schenkt ihm Amt und Titel. Alfred soll mit einem großen Herrn eine Reise antre-

ten, da ſtirbt der große Herr; nach langem Schmachten und Sehnen ſoll er endlich die erſte Unterredung mit ſeiner Geliebten haben, da fällt er, verſtaucht ſich den Fuß und kann nicht ausgehen; ſein erſtes Stück ſoll nach langem Beſtreben zum Erſtenmal gegeben werden, an demſelben Tag brennt das Theater ab; ein reicher Buchhändler kauft ihm endlich das Manuſcript ab, das Buch iſt gedruckt, der Buchhändler macht banquerott; ein Fürſt will ihn zu ſeinem Privatſekretär machen, da bricht eine Revolution aus, und der Fürſt braucht keinen Sekretär; er ſucht eine Anſtellung im Militär, weil gerade Krieg iſt, plötzlich heißt es: Frieden! eine Sängerin, die beim Miniſter in Gnaden ſteht, will etwas für ihn thun, da kömmt eine Tänzerin und verdrängt die Sängerin; nach Jahrelangem Sollicitiren ſoll er endlich Cenſor werden, da wird die Preßfreiheit im Lande eingeführt; kurz Alfred iſt ein wahrer Unglücksvogel ſelbſt in den kleinſten Kleinigkeiten. Will er ſpatzieren gehen, ſo regnet es, freut er ſich auf ein Mittageſſen, ſo wird es plötzlich abgeſagt; hat er mit vieler Zierlichkeit und Mühe etwas ganz nett geſchrieben, ſo ſchüttet er am Ende das Tintenfaß ſtatt des Sandes darüber; freut er ſich auf ein Theater, ſo wird die Hauptperſon unpäßlich; will er einer Dame ein artiges Compliment machen, ſo fällt ihm ſein Hut aus der Hand; will er einem Wagen ausweichen, ſo tritt er einem Herrn auf den Fuß, er macht eine entſchuldigende Verbeugung und wirft ein Mädchen in das Ladenfenſter hinein; ſetzt er ſich zu Pferde, ſo ſpringt der Gurt; zieht er

einen neuen Rock an, ſo wirft der Bediente die Schüſſel darüber; läßt er ſich raſiren, ſo wird er geſchnitten; läßt er ſich Blutegel ſetzen, ſo packt keiner an; will er gerade zu einem Fenſter hinausſehen, ſo verliert er das Glas aus der Brille, ja Alfreds Leben iſt eine Reihe von fehlgeſchlagenen Unternehmungen. Alidor hingegen thut nichts, bewirbt ſich um nichts, geht auf nichts aus, und die gebratenen Tauben fliegen ihm ins Maul, er iſt in allem gerade das Gegenſpiel von Alfred, im Schlaf und Traum und Tändeln fallen ihm des Lebens Güter, des Lebens Freuden zu, kurz der eine iſt ein Glückspilz und der andere ein Unglücksvogel.

4.

Der Eckgaſt.

Ich habe dem Leſer ſchon einmal das Bild eines Menſchen geliefert, der ein Unglücksvogel iſt, dem das Butterbrod immer auf die rechte Seite fällt, der immer etwas umſchüttet, ausgießt, jemanden auf den Fuß tritt, die Tinte ſtatt des Sandes auf das Papier gießt, den Damen die Schleppe abreißt, ſich auf den Mops ſetzt, beim Komplimentenmachen ausglitſcht und fällt u. ſ. w. Jeder Leſer kennt eine Anzahl ſolcher Menſchen, die recht geſcheidt ſind, und noch nie dazu kamen, ein geſcheides Wort zu ſagen, die recht liebenswürdig ſeyn können, aber nie die Gelegenheit dazu zu ergreifen wiſſen, die alles Glück verdienen, die aber vom Schickſal auserſehen ſind, nichts als Unſchickliches zu thun, nichts als Linkiſches zu ſagen, nichts als Fatales zu erfahren.

So habe ich einen Mann kennen gelernt, der ein zärtlicher Liebhaber, ein geschickter Musiker, ein braver Mensch und ein starker Esser war. Man weiß, daß man ein starker Esser und doch sonst ein ordentlicher Mensch seyn kann, d. h. wenn man stark gegessen hat, oder wenn man die Aussicht hat stark essen zu können. Stark essen ist nicht die kleinste Schwäche des Menschen, und ich muß gestehen, daß ich viele Schwächen habe, nur die nicht stark essen, aber eine Schwäche, die noch schwächer ist als diese Schwäche, nämlich einen starken Esser zu beneiden.

Stark essen ist nichts als ein thätiges Loblied auf die Schöpfung, ein Te Deum laudamus mit vollen Backen angestimmt, eine Hymne an die Natur mit einem Accompagnement von zwei und dreißig Zähnen. Wenn ich einen starken Esser essen sehe, ist er mir ein erhabeneres Schauspiel als ob ich ein majestätisches Gewitter herannahen sähe. Ein stiller Ernst lagert sich wie ein dunkles Gewölk um seine Stirne, eine drückende Schwüle lagert sich um seine Schläfe, und bis die Suppe kömmt, scheint durch die ganze Natur — ein Gedankenstrich zu gehen. Endlich kömmt die Suppe, er fährt mit dem Löffel wie ein Taucher hinab in das Meer und holt sich vom Grunde herauf die schönste Perle.

Dann kommt das Rindfleisch u. s. w. Das Gewitter bricht los, mein Mann schlägt ein! wie ein Blitz: „die höchste

Spitze zieht ihn an!" Saucen folgen nun wie Platzregen dieſer Exploſion, dann verbreitet er ſich mit einer eben ſolchen Allumfaſſenheit über Gemüſe, Mehlſpeiſe, Braten, Konfekt, kurz er umfaßt alle Zweige der Landwirthſchaft und der Kochkunſt; nach und nach iſt oder ißt er ruhiger, das Gewitter iſt vorüber, und ein heiterer Sonnenſtrahl lagert ſich um ſeine Stirne; ich ſehe das Schauſpiel eines Gewitters mit an, welches verheerend über den Tiſch zog und jetzt eine feierliche Stille und Leere zurückläßt.

Alſo: einen ſolchen ſtarken Eſſer habe ich kennen gelernt, der aber dabei auch ein beſonderes Unglück hatte, daß er ſtets ein „Eckgaſt" war! An Gaſttafeln und in Reſtaurationen, bei Dinees und Soirees, traf ſichs immer, daß er an der Ecke des Tiſches ſaß, an der äußerſten Spitze. Der arme Mann! Wer ſchildert ſeine Leiden! Bis die Suppe an ihn kam, waren faſt alle conſiſtenziöſe Welttheile herausgefiſcht! Mit einem Schwanenhals biegt er ſich in die Terrine hinein:

„Ach! da war überall nichts mehr zu ſehen, und alles hatte ſeine Herren!"

Von beiden Seiten ſieht er nun „durch der Hände lange Kette" zwei Schüſſeln auf ſich zueilen, ſie nahen — ſie kommen — ſchon ſind ſie da. — O Unglücklicher! In der Einen iſt faſt nichts, und in der Andern gar nichts mehr! O ge-

täuschte Hoffnung! stiller Scorpion! möge keine edle Seele dich erproben! Da wird das Rindfleisch herumgereicht. Das Rindfleisch, das erste und wichtigste Postulat der Eßgesetze! Wie eine Klapperschlange sieht er mit glühenden Augen dem heranrückenden Marqueur entgegen, schon hat er sich über zehn Nachbaren hinüber ein voluminöses Stück ausersehen; allein, ein ganz unansehnlicher, blasser Bösewicht, dem man eine solche That gar nicht zugetraut hätte, gabelt es heraus, ein leiser Krampf durchzuckt meinen Eckgast; er faßt sich, die Schüssel rechts ist schon da, er steckt die dreispitzige Waffe aus, und „ha hi, Hohngelächter der Hölle" blos einiges Rindfleisch-Charpie liegt da, kleine Fäden, wie ein alter Weibersommer! Entsetzt wendet er sich nach der zweiten Schüssel, die von der linken Seite herdefilirt; o, ungeheure Ironie! In dieser Schüssel ist nichts als ein Zweig Petersilien, der Kranz eines ruhmvoll da gewesenen Rindfleisches. Neue Schmerzen, neue Resignation, neue Hoffnung auf ein Fricassée, welches der Marqueur herumreicht. Da ist er schon, schon hört er seinen Athem, schon unterscheidet er in den verworrenen Fricasséemassen eine niedliche alabasterweiße Hühnerbrust; an dieser Brust will er seinen Schmerz verbeißen. Da ist der Marqueur, aber, o unglücklicher Eckgast! Er sitzt an der Spitze des Tisches, im Einbiegen stößt der Marqueur an den Stuhl, die Hühnerbrust liegt am Boden und die Sauce auf dem schwarzen Frack unsers Eckmärtyrers. Er wischt sich das Maul und den Frack ab, und lauert einem zweiten Marqueur auf, der

eine dampfende Mehlspeise herumreicht; man ist hart bei ihm, aber, o unglückseligster Eckgast! an der Spitze des Tisches muß der Marqueur eine Schwenkung machen, und so wendet er sich von seinem Nachbar rechts gerade zu dem Nachbar links und umzwingelt in der Schwenkung gerade meinen Eckgast!

Verzweiflung mahlt sich auf seinem Antlitz. Da leuchtet der Braten ihm glänzend wie eine junge Hoffnung nach; er starrt dem Braten und allen seinen gefährlichen Bewegungen entgegen, die Schüssel kömmt endlich auch an; ihm lächelt ein gebratener Apfel, der in dem Braten steckte, freundlich und ironisch, dem Braten folgt sogleich die Salatschüssel, in welcher mein unglücklicher Patron ein Bischen abgelaufenes Oel findet, gleichsam um seiner Hoffnung die letzte Oelung zu geben. In höchster Raserei will sich mein Eckgast erheben, um fortzugehen, allein als Letzter am Tische, sitzt er am nächsten zur Musik, die da ist, und er ist der Erste, dem das Notenblatt hingelegt wird! Welch ein Glück ein Eckgast zu seyn!

5.

Der Visiten-Mörder.

Wenn mir jemand sagt: „ich werde mir das Vergnügen machen, Sie zu besuchen," so antworte ich gewöhnlich: „o Sie sind gar zu gütig! das gebe ich durchaus nicht zu! ich werde mir die Ehre geben, Sie zu besuchen!" — Nun denkt der Mann, ich seye ein recht feiner, artiger, höchst höflicher Mensch! Er irrt sich aber; wenn ich dieses sage, bin ich ein maskirter Grobian. Wenn ich einen Besuch mache, so kann ich gehen, wenn und wann ich will; empfange ich aber einen Besuch, so muß ich warten, bis der Andere gehet, deßhalb mache ich lieber zehn Besuche, als ich einen empfange! Wenn man einen literarischen Ruf hat, und seye er auch so klein, wie die Fürstenthümer Reuß-Schleitz, Reuß-Greitz u. s. w., oder so klein, wie die Größe der neuen churhessischen Consti-

tution, so glaubt doch jeder reisende Student in den Vacanzen, jeder Reisebeschreiber und jeder Weinreisende, er müsse dieses Wesen begucken, wie eine alte Ruine oder wie einen verfallenen Krater. Da kommen sie, gucken uns an, stecken einige unserer Worte und unserer Blatternnarben ein, packen sie in ihre Reiseranzen, und bringen sie zu Hause ihren Kindern oder Schönen mit. Da erzählen sie: „in München hab' ich Dampfnudel gegessen und den Saphir gesehen, er war gerade nicht bei Witz, und hat drei Blatternarben auf der linken Seite der Nase!"

Unter allen Besuchen aber, mit denen mich Fremde und Unfremde in der Geduld unterrichten, zeichnet sich Herr Eyerweiß auf eine grausam klassische Weise aus. Ich glaube nicht anders, als er ist von einigen schlechten Komödianten gemiethet worden, mich durch seine Besuche langsam, mit wahrer Barbarei aus dem Leben hinaus zu langweilen; es ist ein schleichendes Gift, das sie mir beibringen, und wenn ich langsam dahin schwinde, wie die preußische Staatszeitung, nachdem sie keine Polen- und keine Cholera-Neuigkeiten mehr hat, so sind es die Visiten des Herrn Eyerweiß, die mich nach und nach aufzehren und abmagern. Es wird dann grausamlich zu lesen seyn, wenn es in den Zeitungen heißen wird:

„Es hat dem ewigen Rathschlusse gefallen, den bekannten Schriftsteller Saphir, im 38sten Lebensjahre,

nach langen Leiden, an einer langwierigen Viſiten-Auszehrung von hier abzurufen.“

Ich glaube an eine Vorherbeſtimmung, ſo z. B. glaube ich, daß bei Napoleons Geburt im Himmel ſchon beſtimmt wurde, daß Sir Hudſon Lowe bei ſeiner Rückkunft von Helena ſeinethalben auf öffentlicher Straße geprügelt werde. So glaube ich, daß, als ein franzöſiſcher Bauer einen Pfirſichbaum pflanzte, über deſſen Pfirſichkern Dlle. Sontag in Paris ſtolperte, es ſchon von der Vorſehung beſchloſſen wurde, daß ſie über den Kern ſtolpern müſſe, damit die Berliner von der neuen Religionsſekte in Anbetung einer zweiten heiligen Jungfrau zurückkämen. So glaube ich auch, daß bei meiner Geburt ſchon vom Himmel beſchloſſen wurde, ich müßte in meinem Blüthenalter, d. h. wenn die Blüthen altern, durch die Viſiten des Herrn Eyerweiß vom Leben zum Tode hinübergeſprochen werden!

Herr Eyerweiß klingelt, mein Bedienter macht ihm auf, allein ehe er ihn anmeldet, hat ihn Herr Eyerweiß behend umzüngelt und klopft an meine Thüre. Ich rufe zerſtreut: „Herein!“ trotz dem ich nicht zu Hauſe bin, er glitſcht herein von der Thüre bis zu meinem Schreibtiſch, und huſch! ſitzt er plötzlich wie ein Tintenkleck auf meinem Sopha. „Ich ſtöre doch nicht?“ fragt Eyerweiß, und ohne meine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „ich gehe ſogleich wieder,“ ſo kann ich beſtimmt während der Zeit mich zweimal raſiren laſſen. Ich

nehme meine gute ehrliche deutſche Geduld zur Hand, die ich nur zuweilen anziehe, z. B. in einer Vorleſung von Karl von Holtei, oder wenn der Bräutigam von Meriko aufgeführt wird, oder wenn in der Deputirtenkammer über die Schubfuhren debattirt wird, oder wenn ich bei der Frau von X. zum Thee bin, und die Tochter Klavier arbeitet u. ſ. w.

Dann ſteht Herr Eyerweiß auf, tritt an den Spiegel, lieſ't meine Viſitenkarten alle durch, und ſagt dann: „ach, was haben Sie für Viſitenkarten! ich hab' auch ſehr viele! —" „So?" erwiedere ich, und lächle wie ein melancholiſcher Stieglitz. Nun nimmt Herr Eyerweiß meine Uhr in die Hand: „ach, eine ſchöne Uhr! eine Cylinder? ich habe auch eine ähnliche, ſie iſt jetzt beim Uhrmacher!" — „So?" erwiedere ich, und fahre fort zu lächeln, daß mir die Haut ſchaudert. „Ach, was haben Sie hier für ein Portrait?" ruft nun Herr Eyerweiß aus, und ſtöbert unter mehreren Bildniſſen auf dem Spiegeltiſche herum. „Iſt das Ihre Geliebte? Ihre Schweſter? Eine Schauſpielerin? Eine Sängerin? Eine Tänzerin? Iſt ſie hier? in Berlin? in Wien?" Ich lächle mit Grazie immer fort, aber mein innerſtes Eingeweide brennt ſchon vor Grimm. „O!" eyerweißt er weiter fort, „ich hab' auch mehrere Portrait! o" — „So?" frage ich gedehnt, und indeſſen hat ſich Herr Eyerweiß ſchon meines Perſpektives bemächtigt: „ach, iſt das ein Pariſer? ein Londoner? ſehen Sie gut d'rauf?" — „So, ſo!" ſage ich, und ſchon hat Herr

Eyerweiß mein Pettſchaft in ſeinen Krallen: „Haben Sie das Siegel hier ſtechen laſſen? drückt es ſich gut ab? Ich habe auch ein ähnliches, aber auf Stahl.“ — „So?“ repli-zitire ich unermüdlich fort. Nun geht's auf meinen Handſpie-gel los: „Haben Sie auch einen Handſpiegel? ich kann mich auch ohne Handſpiegel nicht anziehen!“ — „So?“ — Plötz-lich fährt Herr Eyerweiß über einen da liegenden Brief her: „Eine ſchöne Adreſſe! das iſt gewiß eine Frauenhand! die Frauenhände kenne ich, ich bekomme ſo viele Briefe von Frauen-händen!“ — „So?“ — „O! einen Dolch haben Sie auch?“ ſchreit Herr Eyerweiß nun auf, und packt meinen Dolch mit einer redneriſchen Wuth, „ich führe auch ſtets einen bei mir, gerade heute nicht.“ — „So?“ —

So geht es Stundenlang fort, er ſtöbert alles durch, faßt alles an, ſucht alles auf, guckt unter den Tiſch, unter das Sopha, hebt die ſeidene Decke des Bettes empor, zieht die Schubfächer auf, bedient ſich meines Kölner Waſſers, probirt mein Federmeſſer, unterſucht mein Feuerzeug, ſchlägt alle Bü-cher auf, läßt meine Uhr repetiren, und alles hat er auch ſo oder ähnlich, und iſt nicht von der Stelle zu bringen. Kömmt Jemand, ſo ſagt er: „Geniren Sie ſich nicht, gehen Sie mit dem Herrn ins Nebenzimmer, ich will ſchon hier warten, ich habe keine Eile.“

Dabei fühle ich, wie meine Kräfte immer abnehmen, wie

ich mich immer schwächer fühle, und ich fürchte, ich bleib' ihm einmal unter dem Besuch! Dann sagt Herr Eyerweiß vielleicht noch: „ach, hat Sie der Schlag gerührt? mich hat auch einmal der Schlag gerührt!"

Ich habe aber jetzt ein Mittel ausspintisirt, ihn bald los zu werden, wenn er kömmt. Die Noth ist erfinderisch. Ich habe mir nämlich einen vollkommenen Frauenanzug verschafft. Einen großen Hut à la Zugspitz, einen Shawl, eine Enveloppe u. s. w. Wenn nun Herr Eyerweiß bei mir ist, so muß sich mein Bedienter als Frauenzimmer verkleiden, und verschämt den Kopf mit dem Hute zur Thüre hereinstrecken, dann plötzlich zurückfahren. Ich gehe sodann hinaus, komme zurück, und sage zu Herrn Eyerweiß: „ach, Sie entschuldigen, eine Dame wünscht mich dringend zu sprechen!"

Ich hoffe, das hilft. Hilft es aber nicht, so weine mir eine Thräne nach, gefühlvolle Leserin, denn dann hat mich Herr Eyerweiß zu todt besucht, und mein nächster Horizont wird dann beginnen: „Ich bin todt, liebe Leserin!"

6.

Der Judenfeind.

Der gütige Himmel hat jedem Geschöpfe seine Waffen, jedem Pflänzchen seine Eigenschaft und jedem Menschen seine eigenthümliche Seite gegeben, von welcher er sich liebenswürdig und geltend machen kann. Von der Milbe bis zum Mammuth, von dem Ysop, der an der Wand kriecht, bis zur herrlichen Zeder, von dem Cretin bis zum Sokrates ist kein Wesen auf der Stufenleiter der Schöpfung ganz reizentblößt, ganz interessenackt, ganz unbemerkenswerth. Sehen wir zum Beispiel den bläßlichen Herrn Spindelfuß an. Er ist fad, wie ein kaltes Catheplasma; abgeschmackt wie ein altgebackener Grießkuchen; roh wie ein Russe, der in Rußland für roh gilt; hirnlos wie eine ausgewaschene Mumie; langweilig wie eine Cholera-Quarantaine; ignorant wie ein Mameluk und arro-

gant wie ein neugebackener Adel. Er ist so unbedeutend, daß der liebe Tod einstens große Mühe haben wird, ihn heraus zufinden, und daß er bei der Wiederaufstehung gewiß liegen bleibt, ohne daß es die liebe Vorsehung bemerken wird.

Allein auch dieser personifizirten Nulle, dieser in Fleischmakulatur einhergehenden Nichtigkeit hat die gütige Allbarmherzigkeit Gottes eine Seite gegeben, von welcher er sich bemerkbar machen kann, — er ist nämlich ein Judenfeind.

Auf eine wohlfeilere Weise kann ein charakterloser Mensch nicht zu einem Charakter kommen. Man fragt sich in Gesellschaft: wer ist denn dieses Schattenspiel von einem Menschen? ist er ein Gelehrter? nein! — Ist er ein Dichter? nein! — Ist er ein Gutsbesitzer? nein! — Ist er ein Banquier? nein! — Ist er ein Handwerker? nein! — Ein Künstler? nein! — Ein Doktor? nein! — Ein Advokat? nein! — Ei, was ist er denn? — o! er ist ein Judenfeind! — Da hat er plötzlich einen Charakter.

Mit dieser Judenfeindschaft macht sich Musje Spindelfuß höchst liebenswürdig. Wenn er nach und nach seinen seit dreißig Jahren an alle Frauenzimmer spedirten Liebreiz aufgezehrt sieht, wenn seine vierzig tausend Liebeserklärungen auf der Post liegen geblieben sind, wenn alle seine Heirathsbewerbungen unerbrochen auf Eilwägen wieder zurückarrivirten, da

nimmt sein zusammengeschnürter Geist sich zusammen, er tritt vor den Spiegel, setzt den Hut hochverwegen schräg auf sein Kopfgestell, streicht sich den Backenbart in die Wangenhöhlen, die, fleischlos wie ein Fastentisch, ihre eigenen Einfälle belächeln, und sagt zu sich selbst: „ich bin doch ein liebreizendes Bürschchen, und es kann mir kein Mensch absprechen, daß ich ein interessanter Judenfeind bin!“ — Der gute Musje Spindelfuß kann alles ertragen, bedeutende Grobheiten, zarte Händel, Fingerfamiliaritäten mit seinen interessanten Mondscheinwangen, er sucht sogar selbst gerne allerlei Hader und Stänkereien an allen Orten, bei allen Gelegenheiten, kurz das Allergemeinste ist seiner zarten Seele angenehm, blos gegen Juden sind seine Nerven reizbar! All sein Witz, all sein Muth, alle seine Einfälle, all seine Beredsamkeit, all sein sanftseliges Lächeln, drehet sich um die Juden herum, und wenn ihm einmal die Juden den verdammten Streich spielen wollten, ganz auszusterben, er wäre das geschlagenste, erbärmlichste, miserabelste Männchen aller fünf Welttheile, er hörte auf, etwas zu seyn, er müßte stumm herumwandeln!

An der Table d'hôte verzehrt er die Juden als Salz, als Salat, als Dessert. Lies't er auf der Karte: „Judenfisch mit brauner Sauce,“ dann ist er geborgen, sein Leben beginnt; er weiß, von was er sprechen soll! Er bedauert, daß man „Judenfisch mit brauner Sauce“ hat, denn er würde viel lieber „braune Juden mit Fischsauce“ essen. Ist der gute Spin-

delfuß auf einem Platze, wo keine Juden sind, so dreht er sich wie ein von der Sonne aller Farbe ausgezogener Regenschirm herum, und bemerkt, es ist gottlob kein Jude da. Dabei lächelt er selig wie ein gedörrter Schwarzreiter, denn nun weiß er, was er sprechen soll; die Damen, die so unglücklich sind, ihn anhören zu müssen, wissen nun, daß sein Mund von Juden überfließt.

Ist er an einem Orte, wo Juden sind, o, da ist er erst recht glücklich! Denn nun kann er gleich zu sprechen anfangen, ohne erst Leibzwicken zu haben. Denn in seiner endlosen Fadheit nicht einmal geschickt genug, noch vom Wetter oder von der Cholera zu sprechen, sind es nur die armen Juden oder vielmehr die reichen Juden, die sich ihm auf die Sprachwerkzeuge geschlagen haben! Er sagt erst: „ach, es wäre hier schön, wenn nur nicht so viele Juden da wären!" nach dieser Geistesanstrengung ruhet er auf seinen Rednerlorbeeren aus; dann wendet er sich in seiner überschwenglichen Liebenswürdigkeit zu einer andern Dame, und sendet ihr postfrei die Bemerkung hin: „überall sind Juden!" — Hierauf knickt er, erschöpft von diesem Aufwand an Witz und positivem Wissen, wie ein Taschenmesser zusammen, erholt sich nach einigen Augenblicken, und frankirt an eine dritte unglückliche Dame die Worte: „daß doch die Juden überall sind!" Nachdem er sich nun selbst über die Fülle seiner Genialität angestaunt, wendet er sich zu dem vierten bedauernswerthen Gegenstand seiner in-

tereſſanten Aufmerkſamkeit mit dem brillanten Einfall: „Müſſen denn überall Juden ſeyn?!“ Darauf drängt er ſich wie eine maskirte Sardelle durch die Reihen, bis an das andere Ende des Saales, und näſelt mit unendlicher Grazie einer beklagenswerthen Dame das herrliche bon mot hin: „Findet man doch Juden überall!“ — Ich glaube, wenn Musje Spindelfuß einſt auf der letzten Poſtſtation des Lebens angelangt ſeyn wird, ſchniffelt er dem Tode noch die Worte zu: „Sind hier keine Juden?“

Da überhaupt der Judenhaß da anfängt, wo die geſunde Vernunft aufhört, ſo kann der Leſer ſicher darauf rechnen, daß, wo er das Wort „Jud“ ausgeſtoßen hat, da hat der Verſtand des Sprechers entweder noch nicht angefangen, oder er iſt bereits zu Ende. Wo das Herz und der Geiſt gleich dumm und ſtumm ſind oder zu werden beginnen, und blos die fünf Sprachwerkzeuge für Kopf und Herz proviſoriſch das Wort führen, da iſt immer das Feldgeſchrei: „Jude! Jude!“

Musje Spindelfuß aber läuft als mathematiſcher Beweis des Ebengeſagten unter uns herum. Es iſt das drolligſte und lächerlichſte Exemplar dieſer Race auf Erden, und ſollten wir im Verlauf der Zeit entdecken, daß er ſich in dieſer Wiſſenſchaft vervollkomme, ſo werden wir Büffons Naturgeſchichte mit einer lithographirten Abbildung dieſes Prachtexemplars von einem Judenfeinde gelegenheitlich vermehren.

Arabesken.

Beantwortung

der

von einer Gesellschaft Damen eingegangenen Frage:

„Ob es einem witzigen Menschen möglich sey, einen Einfall, und sollte er auch seine Geliebte treffen, zu unterdrücken?"

Hohe Göttin! Schaumgebor'ne!
Die auf Paphos Blumen-Eiland
Säugt den holden Herzens-Heiland;
Die das Eden, das Verlor'ne,
Allen Herzen rückgegeben!
Heil'ge Zypris! Auserkor'ne!
Kröne heut mein schwaches Streben,
Zu vertreten jenes Beben;
Das mit Wonnen unermessen,
Bald das Herz will freudig heben,

Bald es faßt mit süßem Pressen;
Das mit namenloser Regung
Unſ're Geiſter kann umweben,
Der Empfindung reichſte Hegung
Unſ'rer Seele hinzugeben,
Um mit einer wunderbaren,
Gottentſproſſenen Liebespflegung
Höchſte Luſt zu offenbaren!

Und Du, Liebe! Wonnen-Einheit!
Heil'ges Unterpfand von Dorten!
Die in klarer Himmelsreinheit
Iſt entſchlüpft aus Edens Pforten,
Um Verbannung und Vernichtung
Mit den Menſchen hier zu theilen;
Um als ſchönſte Himmelsdichtung
In dem Proſathal zu weilen;
Unſ'res Lebens Kerkerwände,
Unſ'res Daſeyns trübe Blende
Mit den ſüßen Himmelsbildern,
Zu verſchönen und zu mildern,
Zu verklären ohne Ende!
Du, o Liebe! ſchenk' dem ſchwachen
Sänger, Deine laut're, hohe,
Strahlenreiche Himmelslohe,
Seine Worte anzufachen

Mit den nieerlöſchten Flammen,
Die dem reinen Licht entſtammen;
Gieb ihm Kraft und Muth und Deutung
Zu der Minne wahren Leitung!

Witz und Liebe, meine ſchöne Unbekannte, verhalten ſich zu einander, wie Salzſäure zu Roſenöl, wie eine Pechfackel zum Mondſchein, oder um proſaiſch zu ſeyn, wie eine Knackmandel zu einer Apfelſine.

Der Witz iſt eine trennende, die Liebe eine verbindende Kraft; der Witz ſucht Verſchiedenartiges, die Liebe Harmonirendes auf; der Witz iſt als Eigenſchaft ein Talent des Scharfſinnes, und als Produkt ein Geſchöpf des Vergleichs; die Liebe iſt nicht Eigenſchaft, nicht Produkt: ſie iſt innere, freie Zuneigung verwandter Seelen, ſie iſt eine aus dunkler Sehnſucht ſich entwickelnde Empfindung der Leere, die nach Mittheilung und Vereinigung ſtrebt.

Jean Paul ſagt: „Der Witz iſt ein angeſchauter Verſtand," eben ſo könnte man ſagen: „Die Liebe iſt ein angeſchautes Gemüth." Gemüth und Verſtand aber ſind ſo heterogen, daß ſie ſich nicht ſelten gegenſeitig aufheben. Nichts deſto weniger finden wir gerade bei den witzigſten Menſchen eine Tiefe des Gemüths, die wie ein glühender Lavaſtrom unter der grünenden Decke der Ironie verborgen liegt, und bei

allen Erschütterungen desto flammender und mächtiger ausbricht. Wer war witziger als Sterne, und zugleich zarter, gemüthlicher? welcher Deutsche darf sich an Jean Paul's Urgebirge des Witzes heranwagen, und welcher deutsche Schriftsteller hat das Leben tiefer, inniger, wahrer und wehmüthiger aufgefaßt, mit allen seinen Wehen und Thränen, mit seinen Aschenkrügen und Trauerhügeln? Selbst in dem Busen des Kältesten, und, wie er gescholten wird, gottlosesten aller Witzigen, in Voltaires Busen, stand das Bild der Menschheit in seinem reinsten Tempel, und die Menschheit verdankt doch nur ihm die Abschaffung ihres größten Brandmarks: des Negerhandels.

Es ist also auch anzunehmen, daß ein Witziger lieben kann, und lieben mit aller Gluth dieser Empfindung, mit dem Accent grave dieser Leidenschaft, ja sogar mit dem ganzen Gefolge der Thorheiten, Lächerlichkeiten und Heimlichkeiten, die der Liebe anheimgefallen sind.

Die Liebe hält ihren Einzug auf verschiedene Weise ins menschliche Herz. Da schlägt sie wie ein Blitz ein, und das Herz steht plötzlich, wie Moses heiliger Busch, in vollem Feuer und verzehrt sich dennoch nicht; dort hält sie ihren Einzug festlich und feierlich langsam, sie kömmt mit dem ganzen Vorhof ihrer Macht; mit dem Glockengeläute des Herzens, mit der Thränenillumination und mit der Aufwartung aller Gefühle; hier zieht sie durch das Auge, dort durch das Ohr in die Her-

zen ein. Wenn die Liebe aber einziehen ſoll in das Herz eines Witzigen, ſo giebt es vorher eine komiſche Schlacht. Der Witz ſteht vor dem Herzen und macht ihr den Eingang ſtreitig, dadurch, daß er ſich über ſich ſelbſt beluſtigt, er wirft nach der Liebe mit Selbſtſpöttereien, wie ein ſchwaches Kind mit kleinen Muſcheln nach dem Leuchtthurm wirft, um ihn zu erſchüttern; er hält die Witz-Lanzen und Bonmots-Spaniſche-Reiter als Schutzwehr vor; aber der Thor! er vergißt, daß, wer ſich gegen die Liebe wehret, ſchon verloren iſt, und daß es gegen Liebe, wie gegen Wölfe, faſt nur ein Mittel giebt: ſich ruhig, wie todt verhalten und ſie vorüber gehen laſſen! — Die Liebe iſt aber, trotz Witz und Spott, und Ironie und Selbſthohn in das Herz gedrungen, und demolirt es erſt nun recht, weil es nicht kapitulirt hat. Der Witzige, der nun verliebt iſt, er mag die Liebe tragen wie eine Schellenkappe oder wie einen Narrenhut, er mag ſie umnehmen wie eine Faſtnachtsjacke oder wie einen Schalksmantel, er mag ſich dabei geberden wie ein Faſchingthor oder wie ein Luſtigmacher, die Liebe ſitzt nichts deſto minder mit allen ihren Pfeilen in ſeinem Herzen, und alle ihre Wonnen durchbeben nichts deſto minder ſein Weſen, und alle ihre Leiden durchzucken und zerſtören nichts deſto minder ſeine Bruſt, und die Wonne der Gegenliebe ſteigt nichts deſto minder wie eine jubilirende Lerche in den Himmel ſeiner Seele auf, und der Jammer der hoffnungsloſen Liebe zerreißt und zerfleiſcht ſein Inneres nichts deſto minder mit allen ſeinen tauſend und abermal tauſend

Qual- und Leidenshaken, und die unnennbare, ungestillte, in ewigen heimlichen Thränen großgezogene Sehnsucht umfaßt ihn nichts desto minder mit den schmerzlich-süßen, weichen, und dennoch glühenden, zarten und doch starken Banden und Blumenfäden der innigsten Wehmuth. Es scheint mir also unmöglich, daß ein unglücklich Liebender witzig seyn könne.

Der Fall aber, den Sie, meine schöne Unbekannte, mir vorlegen, ist ein anderer. Er ist glücklich und wieder geliebt, da allerdings springen die Springbrunnen des Witzes in unerschöpflichen Glanzstrahlen empor und fallen in herrlichen Caskaden herab, und in den Perlen des Witzes spiegeln und brechen sich die Strahlen der glücklichen Liebe, und gewähren so das imposanteste Schauspiel. Wie leicht verzeihlich ist es nicht bei einem solchen Witz-Rheinfall, wenn ein Schimmertröpfchen des schäumenden Bogens die Geliebte trifft? Freilich darf es kein anderes Tröpfchen seyn, als eben lauteres Wasser, es darf nicht ätzende Säure, nicht fressendes Gift seyn; es darf vor den Augenblick etwas frappiren, aber es darf keine Spur, am wenigsten einen Flecken zurücklassen. Denn wer die Geliebte empfindlich kränken, sie kränkend beschämen kann, in dessen rohem Gemüthe hat die Liebe nie gewohnt. Ein leichter Scherz aber ist leicht vergeben, und oft ist es ja gerade das Uebermaaß der Liebe, welches seinen Gegenstand gerne neckt, so wie Feuer und Wasser zischen, gerade um sich ewig zu vereinen.

Ich glaube also, daß es einem Witzigen nicht möglich ist,

einen beißenden Einfall auf seine Geliebte zu unterdrücken, weil ihn ein solcher gar nicht anwandeln darf, nicht anwandeln kann; daß er aber eine leichte unschädliche Witz-Rakete über ihr Haupt hinschwirren lassen kann, ohne daß sie ihn der Brandstiftung in der Schäferei der Liebe beschuldigen darf.

Somit hoffe ich, wird das Liebespaar, welches gewiß schon längst versöhnt ist, mit meiner Meinung nicht unzufrieden seyn, und mir um so eher Nachsicht gönnen, da ich über „Witz" und „Verliebtseyn" nur wie ein Armer über fremde Güter urtheilen kann.

Die Morgenstunde eines schwärmerischen Herzogs.

Aurora musis amica.

Die goldfingerige Aurora küßte mit rothen Lippen voll Licht das Boulevard des Capucins, die grünseidnen Vorhänge aber des herzoglichen Schlafgemaches hiengen tief herab, weder die Sonne noch die Polizei konnten ins Zimmer dringen.

Die Morgenstunde hat bei der jetzigen Zeit nicht nur Gold, sondern auch Polizei im Munde; die Morgenstunde muß also ein sehr großes Maul haben!

Der Herzog aber schlief sanft, süße Träume von zu bezahlenden Schulden und zu errichtenden Armeen und zu erobernden Ländern umgaukelten seinen Schlummer. Die Herzoge sind sehr human und sehr liberal, wenn sie träumen!

Und er träumte, er wolle seinem Lande eine Constitution geben, wie sie Europa noch nicht sah! Er wollte die vielen Scharten mit einer einzigen Charte auswetzen; er wollte aus seinem Lande ein Elisium machen und damit beginnen, daß seine Unterthanen alle wie die Schatten herumwandeln sollen. Auch seine Schulden wollte er bezahlen und keine Schauspielerin mehr zum Finanzwesen erheben, und was dergleichen schwärmerische Träume eines unschuldigen Herzens mehr sind.

Allein die Polizei hat keinen Respekt vor Träume! Im Gegentheil, die Polizei leidet nicht, daß man träume, die Polizei stört uns aus manchem schönen Traum auf, denn ein Mensch kann verflucht polizeiwidrige Sachen träumen!

So stand denn die Polizei vor dem Hause des süßen Träumers, sie hörte ihn träumen, und beschloß, ihm seinen Traum auszulegen. Aber das Hausthor war zu und die Polizei konnte doch nicht zum Schornstein hineinfliegen! Da brachte man zum Glück dem Herzog die „Gazette médicale.“ Der Herzog las wahrscheinlich nichts Anderes als die „Medizinische Zeitung.“ Er wollte wahrscheinlich in seinem Lande eine medizinische Zeitung etabliren für den wahrscheinlichen Fall, wenn bei seinem Regierungsantritt seine Unterthanen in eine schwere Krankheit fallen sollten.

Die Polizei ergriff die Gelegenheit und schlüpfte mit der

„Gazette médicale“ in das Vorzimmer seiner träumerischen Durchlaucht. Es ist dieses der erste Fall, daß eine Zeitung der Polizei die Thüre wieß; sonst ist es immer umgekehrt.

Das Schlafgemach war fest verschlossen, damit seiner Durchlaucht kein humaner Traum gestohlen werde.

Die Polizei klopfte ganz höflich: „Schlafen Eure Durchlaucht?“

Herzog. Nein.

Die Polizei. So machen Sie gefälligst auf, die Polizei ist da.

Herzog. Ich schlafe.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligst in der Schweiz schlafen.

Herzog. Ich träume.

Die Polizei. Wollen Sie nicht gefälligst in der Schweiz träumen, hier träumt man sehr theuer, hier kostet so ein herzoglicher Traum ein paar Millionen. Machen Sie auf!

Herzog. Was!

Die Polizei. Machen Sie auf, die Thüre und sich.

Herzog. Ich proteſtire.

Die Polizei. Erlauben Sie gefälligſt, daß wir die Thüre aufbrechen laſſen.

Herzog. Ich proteſtire.

Seine Durchlaucht proteſtirten und der Schloſſer brach die Thüre auf, denn die Polizei bringt mit Hülfe eines Schloſſers auch durch verſchloſſene Thüren. Der Herzog lag noch im Bette. Ach, man liegt ſo weich auf Geld, welches man nicht hat, auf einer Armee, die man erſt zuſammentreiben will, und auf Unterthanen, die noch geboren werden ſollen! Allein die Polizei hat ihren Zahn gerade auf Leute, die ſo recht weich liegen.

Die Polizei tritt höflich auf Se. Durchlaucht zu: „Eure Durchlaucht, wir ſind gekommen, um Ihnen höflichſt zu ſagen, daß es heute ein ſehr ſchöner Morgen iſt, die Witterung iſt unſerm Unternehmen günſtig, ſtehen Sie auf, und begleiten Sie uns nach der Schweiz, die Gebirgsluft wird Ew. Durchlaucht ſehr wohl thun!“

Herzog. Ich protestire. (Er steht auf.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligst Beinkleider anziehen?

Herzog. Ich protestire. (Er zieht Beinkleider an.)

Die Polizei. Wollen Eure Durchlaucht nicht gefälligst eine Weste anziehen?

Herzog. Ich protestire. (Er zieht eine Weste an.)

Die Polizei hat eine eiserne Geduld, und dabei ist sie so phlegmatisch, wie ein Theaterdirektor. Sie ersuchte bei jedem Kleidungsstück ganz höflich und ruhig und gefällig; sie half ihm sogar, und Se. Durchlaucht fand die Polizei diesesmal sehr anziehend.

Die Polizei. Sind Ew. Durchlaucht nun ganz angezogen?

Herzog. Ja, aber ich protestire.

Die Polizei. Nun werden Ew. Durchlaucht auch sogleich ausgezogen seyn; nach welcher Gränze wollen Ew. Durchlaucht uns bringen.

Herzog. Ich kenne keine Gränzen, ich habe nie Gränzen gekannt. Ich bin hierher gekommen, weil man hier am ungestörtesten träumen kann. Ich rufe Ihre Gesetze auf, nach welchen es jedem Menschen gestattet ist, zu träumen was er will.

Die Polizei. Eure Durchlaucht verstehen das nicht. Wenn Sie träumen wollen, so träumen Sie einen eigenen Traum! fangen Sie sich Ihren Traum selbst an; Sie wollen aber einen Traum, den wir zu träumen angefangen, auf Ihre Rechnung fortsetzen, das geht nicht. Ueberhaupt, was gehen uns Gesetze an? Die Polizei fängt ja eben da an, wo die Gesetze aufhören.

Herzog. Ich protestire; in meinem Lande war es anders, da fiengen die Gesetze gar nicht an, o cara patria!

Die Polizei hatte indessen den Arm Sr. Durchlaucht ergriffen, und ihn sachte bis an die Treppe begleitet. Der Herzog sah sich noch einmal um, ob er keinen Traum liegen ließ, dann stieg er in den Wagen, die Polizei stieg nach. Was sie da noch gesprochen haben, konnte ich nicht hören, denn der Wagen klapperte zu sehr; sie fuhren ab, wie er dabei fuhr, wird die Folge lehren.

Mantel-Rede,

in den Wind gesprochen, als ich im Herbste zum erstenmal wieder meinen Mantel anzog.

Der Mensch hängt in seinem Leben so vielerlei Sachen an den Nagel, und glaubt sie nicht mehr zu brauchen, am Ende aber holt er sie wieder herunter; nur eines hängt er zuweilen an den Nagel, was er nicht wieder herabnimmt — sich selbst.

Die ganze Kunst, im Leben glücklich zu seyn, besteht darin, die Sachen alle zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen, und sie zur rechten Zeit wieder herunter zu nehmen. Hätte Walter Scott die Feder an den Nagel gehängt, bevor er seinen „Napoleon" schrieb, er würde vielleicht bei Vielen noch für einen großen Schriftsteller gelten. Hätte Napoleon sein

Schwert an den Nagel gehängt, bevor er nach Rußland zog, so hätten ihn die theesaufenden Wasserratten nicht zu todt gemagenkrebst! Hätten alle ultraliberalen Schreier ihre Lungen zur rechten Zeit an den Nagel gehängt, sie würden jetzt nicht selbst bei allen Gerichten hängen.

Wir Deutschen sind aber ungeschickt in der Zeit wann wir unsere Dinge an den Nagel hängen, z. B. Benzel Sternau hängt seine Deputirtenstelle gerade zu einer Zeit an den Nagel, wo er seiner Ansicht hätte nützlich seyn können, und holt dafür seine Schreibmuse vom Nagel herunter, die füglich besser hätte hängen bleiben können! In Frankfurt am Main hängen sie den Krämergeist an den Nagel, um Ehrensäbel zu verschenken, und holen den Geist der Freiheit vom Nagel herunter zu einer Zeit, wo der Geist die Freiheit verunstaltet, und die Freiheit den Geist zu Boden drückt!

Darum: „Die Sachen zur rechten Zeit an den Nagel gehängt, und sie zur rechten Zeit wieder herunter geholt," das heißt man den Nagel auf den Kopf treffen; wer das nicht versteht, der trifft den Kopf auf den Nagel und bleibt allseinlebtag vernagelt!

Bei keiner Sache ist diese „rechte Zeit" aber so wichtig als bei dem Mantel! Wer den Mantel zur rechten Zeit an den Nagel zu hängen, und zur rechten Zeit wieder herunter

zu holen weiß, der ist ein Philosoph und sein Mantel ist der Sokrates-Mantel und ein Krönungs-Mantel und ein Doktor-Fausts-Mantel, der alles kann und alles zu Wege bringt.

Den Mantel nach dem Winde hängen, das ist ein leichtes in unserer Welt voll Wind, das kann jeder Windbeutel, das eigentliche Geheimniß der Diplomatie besteht darin, den Mantel nach dem Winde zu hängen, wenn gar kein Wind geht; gehorsamer Diener, das ist ein schweres Stück! Ein wahrer Diplomat hängt im August seinen Mantel nach dem Winde, der im Dezember gehen wird, um dann den Dezemberwind nach seinem August-Mantel hängen zu können!

Es giebt Mantelkünstler auf der Welt, z. B. Talleyrand, der hat seinen Mantel so oft nach dem Winde gehängt, bis der Mantel zuletzt seinen Talleyrand nach dem Winde hängte. Ueberhaupt taugt die Redensart: „man muß den Mantel nach dem Winde hängen," nichts; es soll heißen: „man muß den Mantel in den Wind hängen," da sieht man, woher der Wind bläst, dann „muß man sich nach dem Mantel hängen!"

Ich habe Menschen gekannt, die gar keinen Mantel hatten, und die doch den Mantel so nach dem Winde zu hängen wußten, daß sie in allen Mantelrollen zu Hause waren und sich zu ächten Mantelkindern des Glücks empor hängten!

Ich habe andere Menschen gekannt, die es so wenig verstanden, den Mantel nach dem Winde zu hängen, daß sie beständig ihren Mantelsack auf dem Rücken haben mußten!

Wiederum habe ich Menschen gekannt, die jeder Sache, jedem Gedanken, jedem Ausdruck ein Mäntelchen umzuhängen wußten, und dadurch ihre eigene Nichtigkeit bemäntelten.

Ich habe andere Menschen gekannt, die ihre schönsten Tage einem Nachtmantel, und ihre lustigsten Stunden einem Trauermantel zu verdanken hatten.

Ich habe Menschen gekannt, die in Kirchen unter dem Mantel der Andacht nach Frauenmäntelchen spähten, und wiederum andere, die unter dem Mantel der christlichen Nächstenliebe ihrem Nächsten den Rock auszogen. Ich habe Mantel-Schüler gekannt, die Staatsmäntel trugen, und Frauenmäntel, die Krönungsmäntel am Kragen hatten!

Ich habe Menschen gekannt, die sehr einseitig waren, und die doch den Mantel auf beiden Schultern trugen; die hatten freilich eine hohe Schulter! Andere Menschen hängen den Mantel blos deßhalb nach dem Winde, damit das Futter herauskomme!

Das Alles dachte ich, als ich am 16. September meinen Mantel vom Nagel nahm, und ihn wieder umhieng. Ich wickelte mich fest in den Mantel ein und dachte: das ist eine verwickelte Geschichte!

Heiligsprechendes Sendschreiben an König Pharao, weiland Tyrann von Egypten.

Allergnädigster Tyrann!

Als ich noch ein Kind war, habe ich viel heilige Prügel bekommen, nämlich Prügel beim Studieren der heiligen Schrift. Mein Instruktor, der fromme Cheskel, hat mir die fünf Bücher Moses nicht nur auf die Seele, sondern auch auf den Rücken gebunden, und ich habe in den allerhöchsten Angelegenheiten Eurer Majestät verschiedene Püffe zu fassen die hohe Ehre gehabt.

Eure Majestät hatten nämlich allergnädigst geruht, die Juden in allerhöchstdero Staaten allerhuldreichst zu kujoniren; bei dem Lesen dieser Stellen gerieth der Rabbi Cheskel in ei-

nen ſolchen blinden Wutheifer, daß er mich für Eure Majeſtät gehalten haben muß, und Eure Majeſtät auf meinem Rücken in Effigie zerbläute. Ich faßte deßhalb einen grauſamlichen Haß gegen Eure Majeſtät, und Eure Majeſtät geruhten, mir ein Ideal der Tyrannei, ein Urbild der Abſcheulichkeit, ein Ausbund von Deſpotismus und Unmenſchlichkeit zu ſeyn. Verzeihen Eure Majeſtät, es war ein thörichter, kindiſcher Irrthum. Eure Majeſtät geruhen nicht zu wiſſen, welche falſche Schlüſſe der Kopf macht, wenn der Rücken geprügelt wird; Eure Majeſtät haben gewiß nicht geruht, in allerhöchſtdero Jugend geprügelt worden zu ſeyn, ſonſt hätten Eure Majeſtät die armen Juden nicht ſo prügeln laſſen!

Inſonders aber war mein Herz zerknirſcht, und meine Augen ſtrömten von Thränen über, als es zu der Stelle kam:

„Jedes Söhnlein, das geboren wird, ſoll man in's Waſſer werfen, die Töchterlein aber leben laſſen!“

Ich fragte heulend meinen Rabbi Cheskel, warum Eure Majeſtät denn glaubten, die jüdiſchen Töchterlein wären waſſerſcheu? Rabbi Cheskel antwortete mit dem Knopfe eines ſpaniſchen Rohrs, unbekümmert darüber, ob Spanien in dieſe Frage interveniren wolle, und die Antwort ließ einen langen blauen Gedankenſtrich auf meinem Rücken zurück. Dazumal habe ich Eure Majeſtät in Gedanken mit einem langen geiſti-

gen spanischen Rohr allerdemüthigst durch und durch geprügelt! Ach, Eure Majestät, es war eine süße Schwärmerei!

Ich bin älter geworden, ich vermag zu urtheilen, und Eure Majestät volle Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen!

Ich habe in der Augsburger allgemeinen Zeitung gelesen, wie jetzt in Polen die Kinder geopfert werden *), und kehre zu Eurer Majestät zurück, um zu gestehen, daß Eure Majestät der gnädigste, der mildeste, der gemüthlichste und leutseligste Regent waren.

Was haben Eure Majestät denn Grausames gethan? Eure Majestät haben die Judenknaben gleich bei der Geburt in's Wasser werfen lassen? Das war Gnade, Barmherzigkeit! Eure Majestät wollten nicht haben, daß die Juden heranwachsen, damit sie bei den bestehenden Landesgesetzen sich dann selbst ins Wasser stürzen müssen! Eure Majestät geruhten, sie allergnädigst zu ihrem Seelenheil ersäufen zu lassen!

Eure Majestät, ich habe die allgemeine Zeitung gelesen,

*) Zu Ehren der Menschheit, zu Ehren der russischen Regierung, halten wir jene Nachricht gewiß für unwahr, und wollen deßhalb diesen Aufsatz blos als Phantasie betrachtet wissen.

und mein Blut gerann in meinen Adern, meine Pulse bebten, mein Herz blutete an tausend und abermal tausend tiefgerissenen Wunden, und meine Augen strömten über von heißen, bittern Thränen, und meine Seele zuckte im schmerzlichsten Krampfe, und all' mein Wesen war voll von Weh und Leid, von Jammer und Vernichtung! Ich war außer mir! In der Ungerechtigkeit des ersten Schmerzes fieng ich blutigen Hader mit der Vorsehung an!

Kinder, zarte Kinder, schuldlose Säuglinge, lallende Wesen, weggerissen aus dem Arm des Vaters, von der liebenden Mutterbrust, von der wohnlichen Sonne der Heimath, von der sorglichen Pflege der Eltern, nackt, hungernd, winselnd, vor Frost zitternd, wie die Kälber auf Wägen geworfen, dahingeschleppt in die Sklaverei, auf dem Wege verschmachtend und an der Heerstraße noch zuckend hingeworfen, im Staube die kleinen Finger grabend, mit dem verdorrten Zünglein den Sand aufleckend, die gebrochenen Aeuglein selbst auswühlend, verendend wie ein Wurm, unbegraben, die zarten Gliedmaßen preißgegeben dem Wilde des Feldes! — Die trostlose Mutter schaut händeringend in die Ferne, die Augen blind geweint um die zarte Frucht ihres Leibes, die Brust mit Blut gefüllt statt mit Muttermilch; der Vater sieht mit starrem Blick zum Himmel, sein einziges Kind, die süße Frucht seiner heiligen Liebe, das segensvolle Geschenk der barmherzigen Gottheit, sein Licht und sein Trost, sein Stab und seine Stütze, sein

Alles von ihm weggerissen in Elend, in Sklaverei und Tod, und nicht einmal wissen die Eltern, wohin sie ihre Seufzer nachschicken sollen, wissen nicht, wo die kleinen Ueberreste begraben sind, oder ob nicht ihr junges Gebein auf freiem Felde von der Sonne gebleicht wird!

Die Menschheit schaudert bei diesen Thaten, die Natur entsetzt sich, die Welt erbebt ob diesen Gräueln, und zum Himmel hinauf dringt das Aechzen der zertretenen Herzen, der Klag- und Wehruf des geschändeten Ebenbildes Gottes, das Blut der geschlachteten Kinder dampft empor zum Richter aller Thaten, und die Erde windet und krümmt sich schmerzhaft unter dem frechen Stachel der gottschänderischen Zeit!

Eure Majestät, Pharao! Eure Majestät waren ein Heide, Sie beteten einen Hund an und einen Ochsen, Sie waren ein Thier wie Ihr Gott! der Segen der christlichen Religion hat das Herz Eurer Majestät nicht mit Liebe und Milde gefüllt; das Christenthum hat seinen göttlichen Friedensbogen nicht gezogen durch die nächtige Seele Eurer Majestät; die offenbarte Gnade hat die finstere Decke vor der Seele Eurer Majestät nicht heilvoll gelichtet.

Wir aber, wir nennen uns Christen! das Morgenroth des Glaubens hat die Nebel und die Schatten in die Tiefen zurückgedrängt; für uns hat der christliche Glaube die reinste

Blüthe des sittlichen Lebens getrieben; für uns hat er die irdische Natur gereinigt zur Aufnahme des göttlichen Reichs; für uns hat der Heiland am Kreuze geblutet, um als verherrlichter Mittler, Himmel und Erde, Gott und Mensch zu versöhnen im Blutkusse unendlicher Liebe; für uns geschah das Alles, wir sind Christen und die Altardecke der christlich geweihten Erde raucht auf vom Blute erdrosselter Christenkinder!

Ach, Eure Majestät, Sie waren mehr Christ als wir, Sie haben doch die Töchterlein leben lassen!

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Lieder der Servilität.

Servil bin ich und will es seyn,
Zum Trutz den Liberalen,
Die mit erlog'nem Heuchelschein
In falscher Freiheit prahlen.

Servil bin ich, das sey mein Loos
Auf meinem Lebenspfade,
Wer hier gedient wird oben groß,
Nur Demuth führt zur Gnade.

Servil bin ich, ich bleib' dabei,
Die Knechtschaft will ich feiern,
Und fühle mich doch göttlich frei,
Trotz Skriblern und trotz Schreiern!

1.

Servil bin ich vor Gottes Thron,
Und liege tief im Staube,
Wie auch des Zeitgeists frecher Hohn
Bespöttle Kirch' und Glaube.

Ich grüble nicht, wer seinen Thron
Im Firmament gegründet,
Wer als den Reif zu seiner Kron'
Den Himmelsdom gegründet.

Ich frage nicht, gehirnverbrannt,
Ob er denn unverletzlich,
Ob er vom Himmel uns gesandt
Rechtmäßig und gesetzlich.

Ich kann ihn nur aus seiner Macht
Und Herrlichkeit erkennen,
Wenn Sonn' und Mond und Sternenpracht
In seinem Thronsaal brennen.

Ich weiß, daß er mein Erdentheil
Zu seinem Dienst berufen,
Auf daß es dien', zu meinem Heil,
An seines Thrones Stufen.

D'rum dien' ich ihm zu jeder Stund
Voll Freud' und unverholen,
Und niemals fragt mein Dienermund
Warum er's so befohlen.

Und zürnt er mir, so bleib' ich stumm,
Wie hart er mich auch strafe,
Noch herzlicher werd' ich darum
Sein Diener und sein Sklave.

Im höchsten Schmerz, im höchsten Leid,
In herbsten Erdennöthen,
Läßt er uns doch die Seligkeit
Zu weinen und zu beten!

D'rum bleib' vor Gott ich stets servil,
Und Knecht an Herz und Sinnen,
Bis ich das letzte Erdenziel,
Den Himmel kann gewinnen!

2.

Servil in meiner Liebe,
Servil nur will ich seyn,
Auf daß sie ewig bliebe
Die süße Herrin mein.

Vor ihr mich tief zu neigen
Begehrt mein Sklavensinn,
Weil ich ihr ganz leibeigen
Als Knecht und Diener bin.

Und wollte sie mir schenken
Den gold'nen Freiheitsbrief,
Sie würde mich nur kränken
In meiner Seele tief.

Zu dienen und zu leisten
Den Wunsch, ihr abgeblickt,
Das ist's, was ja am meisten
Den Liebenden beglückt.

Und wenn sie auch regieret
Despotisch, unumschränkt,
Das selber sie nur zieret
Und neuen Reiz ihr schenkt.

Wenn sie auch widerrechtlich,
Tyrannisch mich verbannt,
Fass' ich doch doppelt knechtlich
Die süße Herrscherhand.

Und wenn ich dann auch ſchreite
Ins ferne Land von hie,
So bleibet in der Weite
Doch meine Herrin ſie.

So weit ſie mich auch triebe
Sie wär' mein Dienſtesziel,
So bleib' ich in der Liebe
Mein Lebelang ſervil!

3.

Ich ſag' es frei: ich bin ſervil,
Servil und unterthänig,
Dem ſüßen, gold'nen Saitenſpiel,
Dem Allerherzens-König!

Der Muſe dien' ich lebenslang
Mit meiner einz'gen Leyer,
Und geb' in baarem Silberklang
Ihr Prieſterzehnt und Steuer.

Der Muſe Knecht und Unterthan
Muß ich ihr Alles geben;
Faßt ſie mich auch oft ſchmerzlich an,
Und fordert Herz und Leben.

Voll Willkühr herrscht sie über mich,
Bald zornig und bald huldig,
Doch füg' ich mich ganz williglich,
Demüthig und geduldig.

Bald lächelt sie voll Majestät,
Reicht mir die Hand zum Kusse,
Daß mir das Lied vom Herzen geht
Im lieblichsten Erguſſe.

Bald ist sie fürstlich kalt und stolz,
Verdrießlich, ungegnädig,
Dann bleibt mein todtes Leyerholz
Des süßen Tones ledig.

Und dennoch fall' ich auf die Knie
Vor ihrem Herrscherthrone,
Und trink' in süßer Freneſie
Die Strahlen ihrer Krone.

Uud schwöre lang und schwöre viel
Dem hohen Götterweibe,
Daß ich ihr dienstbar und servil
Für ew'ge Zeiten bleibe.

Schillers „Mädchen aus der Fremde" vor der Polizei.

Der Polizeipräsident zu X. hatte das Pulver nicht erfunden, weder das Schieß-, noch das Zahn-, auch nicht einmal das Rattenpulver. Es ist auch nicht nöthig, daß ein Polizeipräsident etwas erfinde, er soll blos auffinden. Der Polizeipräsident zu X. war auch kein Liebhaber und kein Kenner von Poeten und Poesien, er kannte nur die in seiner Stadt lebenden Dichter, die auf der Polizei zuweilen Censurvergehen halber eingesperrt wurden. Poesie und Polizei lieben sich gegenseitig nicht sonderlich, indessen hatte der Polizeipräsident zu X. doch einen Sekretär, dem der Böse es angethan hatte, daß er einen Hang zu poetischen Erzeugnissen bekam, und er hatte unter den Akten immer einen Dichter liegen, d. h. einen gedruckten.

Eines Tages war dieser poetische Polizeisekretär eben beschäftigt, bei seinen Akten heimlicher Weise Schillers „Mädchen aus der Fremde" für seine Geliebte auszuschreiben, als der Präsident plötzlich eintrat. Der Sekretär schob das abgeschriebene Gedicht schnell in die Akten hinein und machte sich an ein anderes, ihm eben vom Präsidenten aufgetragenes Geschäft. Indessen nahm der Präsident die Akten des Sekretärs, die das Referat für ihn enthielten und gieng in sein Büreau.

Hier fand er das Schiller'sche Gedicht, welches der Sekretär auf einen Aktenbogen hingeschrieben hatte. Er las und las, und staunte immer mehr, er glaubte, es sey ein Polizeibericht aus einem der umliegenden Dörfer.

„Sehr verdächtig!" sagte er, und legte die Hand an die Stirn; „mit jedem jungen Jahr erscheint das Mädchen!" — „Ein Mädchen schön und wunderbar!" — „Da steckt etwas dahinter!" Er klingelte heftig, und sein Sekretär kam herein: „Eine schöne Bescheerung!" rief er ihm entgegen, „da ist wieder so ein Einlauf von einem jungen liederlichen Mädchen, oder was sie sonst seyn mag, sehen Sie!" Er hielt ihm den Aktenbogen hin, der Sekretär gerieth in eine jämmerliche Verlegenheit und der Präsident fuhr fort:

„Sie war nicht in dem Thal geboren,
Man wußte nicht, woher sie kam."

„Zum Teufel auch, hat man ſie denn nicht nach ihrem Paß gefragt, ſie muß doch irgendwo herkommen! und nun gar die Dummheit:

„Doch ſchnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abſchied nahm.“

Wie iſt das möglich, ein berittener Gensd'armes wird doch wohl ſo ein dummes Ding von Mädchen einholen können, wenn er ihr gleich nachgeritten wäre. Aber auf dem Lande thun die Gensd'armes gar nichts!“

Der Sekretär wollte ſprechen, allein der Präſident war ſo in Eifer gerathen, daß er mit aller ſeiner Amtsmiene fortfuhr, und plötzlich rief er, wie von einem Blitz durchzuckt, aus: „Ha! mir fällt was ein, wie?“

„— Eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.“

„Alſo eine vornehme Perſon als Blumenmädchen? Sie, Herr Sekretär, das iſt entweder die Gräfin Wrisberg aus Braunſchweig, die aus dem Gefängniß entſprang, oder vielleicht gar die Herzogin von Bery, wer kann's wiſſen! Die Indizien häufen ſich immer mehr:

„Sie theilte Jedem eine Gabe“ u. ſ. w.

Sie will das Volk bestechen; das merk' ich schon, und das

„Willkommen waren alle Gäste;"

das soll so einen Schein von Popularität auf sie werfen, sie sucht einen Anhang. Herr Sekretär, da nehmen Sie den Polizeibericht wieder mit, begeben sich sogleich mit zwei verkleideten Polizeicommissären an Ort und Stelle, und schaffen mir dieses verdächtige „Mädchen aus der Fremde", dieses landläuferische Blumenmädchen sogleich hieher, aber unter strenger Bedeckung, und machen Sie kein Aufsehen."

Der geängstigte Sekretär krümmte sich verlegen wie ein Spulwurm, bat demüthig um Verzeihung, und referirte unterthänigst, wie sothanes „Mädchen aus der Fremde" blos ein Gebilde der Einbildungskraft, eine bloße Fictio seye, von einem wundersamen Kauz, Schiller geheißen, in so absonderliche Verse gebracht, zu Kurzweil und eitel Zeitvertreib; daß aber an der ganzen Fabula kein wahres Wörtchen seye.

Da schimpfte der Präsident gewaltig auf den albernen Skribler, der seine pudelnärrischen Einfälle so einkleide wie ein Polizeibericht, und der Sekretär wurde mit dem Verweis entlassen, sich mit solchem Schnickschnack nicht weiter zu befassen.

Inhalt.

	Seite
Memoiren einer Zeitgenossin	1
Là bas und Amor's Oberlippe	8
Long-champs	16
Die Macht der Sympathie	24
Volksschmeichler und Zeitgeist-Verdreher	32
Der erste Korb und der tausendste Thaler	39
Legitimer Witz und illegitime Einfalt	47
Gedankenlose Gedanken über gegenstandlose Gegenstände	55
Lesers Leiden durch politische Sprüchwörtr	61
Der Autokrat, die Kurländer Juden und die Cholera	69
Gratulations-Schreiben an meine Freundin Sara Levi zum Tode ihres einzigen 12jährigen Sohnes	80
Der satyrische Müßiggänger	84
Vierhändige Natur-Phantasien	88
Zeitgeists Morgenroth uud Hoffnungen	94
Mein Ohr als Censur-Artikel	98
Preßfreiheit und Preßgesetze	107
Die deutsche Butter in Bezug auf deutsche Literatur, Kunst und Censur	119
Das hausirende Siebengestirn	124
Der Kenner des weiblichen Geschlechts	132
Dreiköpfiges	137
Lesen übt den Verstand	140

Seite

Lebende Bilder:

1. Der Pantoffelmann 145
2. Der Tausendsapperments-Alles- und Nochmehr-wisser 149
3. Der Glückspilz und der Unglücksvogel . . . 156
4. Der Eckgast 159
5. Der Visiten-Mörder 164
6. Der Judenfeind. 170

Arabesken.

Beantwortung der von einer Gesellschaft Damen eingegangenen Frage: „ob es einem witzigen Menschen möglich sey, einen Einfall, und sollte er auch seine Geliebte treffen, zu unterdrücken?“ 177

Die Morgenstunde eines schwärmerischen Herzogs . . 184

Mantel-Rede, in den Wind gesprochen, als ich im Herbste zum erstenmal wieder meinen Mantel anzog 190

Heiligsprechendes Sendschreiben an König Pharao, weiland Tyrann von Egypten 195

Lieder der Servilität 201

Schillers „Mädchen aus der Fremde“ vor der Polizei. 207

Bayerische Staatsbibliothek München